

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
VERLAG W. KOHLHAMMER STUTTGART**

**APRIL-JUNI 1973  
HEFT 2**

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von  
Landschaft, Volkstum, Kultur  
24. Jahrgang Heft 2  
April-Juni 1973

Herausgegeben  
vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß: Wolfgang Irtenkauf,  
Helmut Dölker, Peter Haag, Willy Leygraf,  
Helmut Schönnamsgruber

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 18.– geliefert. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 20.– zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 6.–. – Diese Preise enthalten 5,5% MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 12–16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart, Urbanstraße 12–16; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund). Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos usw. ohne Beifügung von Rückporto wird keine Garantie übernommen. Der Nachdruck von Aufsätzen und Buchbesprechungen der «Schwäbischen Heimat» kann nicht ohne schriftliche Einwilligung der Redaktion erfolgen.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

*Titelfoto: Das Ludwigsburger Schloß ist der Mittelpunkt der europäischen Kultur dieser Stadt, die am 26.–27. Mai 1973 Tagungsstätte des Schwäbischen Heimatbundes anlässlich seiner Jahreshauptversammlung sein wird. (Foto: Lückgens.)*

## Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| Ludwigsburg ruft am 26. und 27. Mai . . . . .  | 63  |
| Schloß und Stadt Ludwigsburg . . . . .   | 64  |
| Von HEINRICH GAESE   |     |
| Die Innenstadt von Ludwigsburg . . . . .   | 78  |
| Von ERICH FASSL  |     |
| Vor tausend Jahren: ULRICH von Augsburg . . . . .                                      | 89  |
| Von HERMANN TÜCHLE   |     |
| Suevia Sacra . . . . .   | 95  |
| Von BRUNO BUSHART  |     |
| Der «schwäbische Turnvater» KLUMPP und sein<br>ältester Turnverein in Hirsau . . . . . | 101 |
| Von SIEGFRIED GREINER  |     |
| Umweltschutz – mäßig aktiv . . . . .   | 107 |
| Von WILLY LEYGRAF  |     |
| KOPERNIKUS und Süddeutschland . . . . .  | 110 |
| Von WOLFGANG IRTENKAUF   |     |
| Die GRÄVENITZ und der Reutlinger<br>Scharfrichter . . . . .                            | 113 |
| Von PAUL SCHWARZ   |     |
| Von ewiger Wiederkehr: CHRISTIAN WAGNER . . . . .                                      | 114 |
| Von HORST NÄGELE   |     |
| Buchbesprechungen . . . . .  | 117 |
| Die Verfasser des Heftes 1973/2 . . . . .  | 120 |
| Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes . . . . .                                   | 121 |

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Heidenheimer Verlagsanstalt bei.

## Ludwigsburg ruft am 26. und 27. Mai

Im letzten Jahr riefen wir zur Jahreshauptversammlung nach Freudenstadt. Wie alle Jahre ließen wir besondere Einladungen drucken – obwohl jeweils in Heft 1 und 2 der «Schwäbischen Heimat» ausführlich auf die Veranstaltungen hingewiesen wird – und versandten sie (zu dem damals erheblich niedrigeren Porto), genau 6559 Stück. Etwas mehr als 100 Teilnehmer kamen. Kostenpunkt der Aktion (ohne Arbeitszeit!) für den Schwäbischen Heimatbund: mehrere tausend Mark.

Der Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes meint, daß wir uns derartige Geldausgaben nicht mehr leisten können. Wir haben uns daher für dieses Jahr vorgenommen, an die Vernunft und die Mitarbeit unserer Mitglieder zu appellieren. Schon im Sommer und Herbst 1972 lief die Kampagne an, bald drang durch, daß z. B. auch kein separates Fahrtenheft mehr zugestellt wird. Ausführliche Begründungen lasen Sie in den letzten Heften dieser Zeitschrift. Der Erfolg stellte sich jetzt ein: Viele Mitglieder bezahlten nach Auslieferung von Heft 1973/1 prompt den Mitgliedsbeitrag (jetzt DM 18,-), alles regelte sich für die Studienfahrten und Veranstaltungen dieses Jahres. Warum sollten unsere Mitglieder eigentlich nicht «mündiger» sein als die anderer Vereine?

So finden Sie in diesem Heft nochmals die Hinweise auf Jahreshauptversammlung, Pfingsttage und Ferienwoche, nicht mehr auf die Studienfahrten. Diese können in Heft 1973/1 jederzeit nachgeschlagen werden. Apropos nachschlagen: das Doppelheft 2/3 des Jahrgangs 1959 war ein ausführliches Ludwigsburg-Sonderheft. Vielleicht haben Sie die Hefte aufbewahrt, dann schlagen Sie bitte nach. EUGEN STEMMLER schrieb über die Gründungsgeschichte, ERNST MÜLLER über die Epoche KARL EUGENS, WERNER FLEISCHHAUER zu zwei Idealrissen von Stadt und Schloß Ludwigsburg, PAUL KELLER über die (damalige) Stadtplanung, OTTO FEUCHT über den Favoritepark, HANS ANDREAS KLAIBER über Ludwigsburger Porzellan, WILLI MÜLLER über die Wohnplatznamen des Kreises und OSCAR PARET begann mit der Kindheit im Pfarrhaus zu Heutingsheim seine Lebenserinnerungen. Beim Wiederlesen war die Redaktion stolz, was damals unter OSKAR RÜHLE mit diesem Ludwigsburg-Heft geleistet wurde.

Die Redaktion zog daraus die Folgerung, daß wir eigentlich dieses Mal nicht das Heft 1973/2 ausschließlich Ludwigsburg widmen sollten. Wir haben noch anderer Ereignisse zu gedenken: so fällt in die Zeit des Erscheinens der 1000. Todestag des hl. Ulrich von Augsburg, weshalb wir uns auch der Augsburger Ausstellung «Suevia sacra» besonders verbunden fühlen – all das mußte ebenfalls berücksichtigt und untergebracht werden. Dies zur Erklärung, warum Ludwigsburg in diesem Heft zwar dominiert, doch nicht alles beherrscht.

Übrigens bringen die beiden Tage (26. und 27. Mai 1973) in Ludwigsburg eine Neuerung: die Podiumsdiskussion am Samstagabend. Sie zeigt, daß wir auch bei der Programmgestaltung bewußt neue Wege suchen und, falls sie zu finden sind, auch begehen. 500 Mitglieder seien 1959 in Ludwigsburg bei der Jahreshauptversammlung gewesen – wir geben uns der Hoffnung hin, daß es 1973 nicht weniger sind! In diesem Sinne ruft uns Ludwigsburg alle am 26. und 27. Mai 1973, Sie und mich.

Auf der Ludwigsburger Markung lagen vor Erbauung des Schlosses und vor Gründung der Stadt drei Höfe des Klosters Bebenhausen, der Erlachhof (an der Stelle des heutigen Schlosses), der Schafhof (zwischen Uhlandstraße und Gartenstraße) und der Fuchshof, so genannt nach einem Pächter, an der Stelle des abgegangenen Dorfes Geisnang (Kreuzung Schorndorfer und Neckarstraße). Was das Herzoghaus mit den drei Höfen, insbesondere mit dem Erlachhof, näher verband, war die Jagd. Das Recht auf *Gastung und Jägeratz* nahmen die Landesherren als Schirmherrn und Vögte des Klosters besonders gern in Anspruch. Waren auch die Höfe zur Unterbringung der Gäste zunächst nicht geeignet – dazu dienten der Asperg oder das Schloß in Marbach –, so brauchte man sie doch für die Unterbringung der Hunde und Pferde. 1625 waren einmal 800 Hunde auf dem Erlachhof für eine Schweinehatz. Nach der Zerstörung beim Franzoseneinfall von 1693 faßte Herzog EBERHARD LUDWIG den Entschluß, dort *ein rechtes Jagdlusthaus* zu bauen (1699). Was machte den Erlachhof so attraktiv?

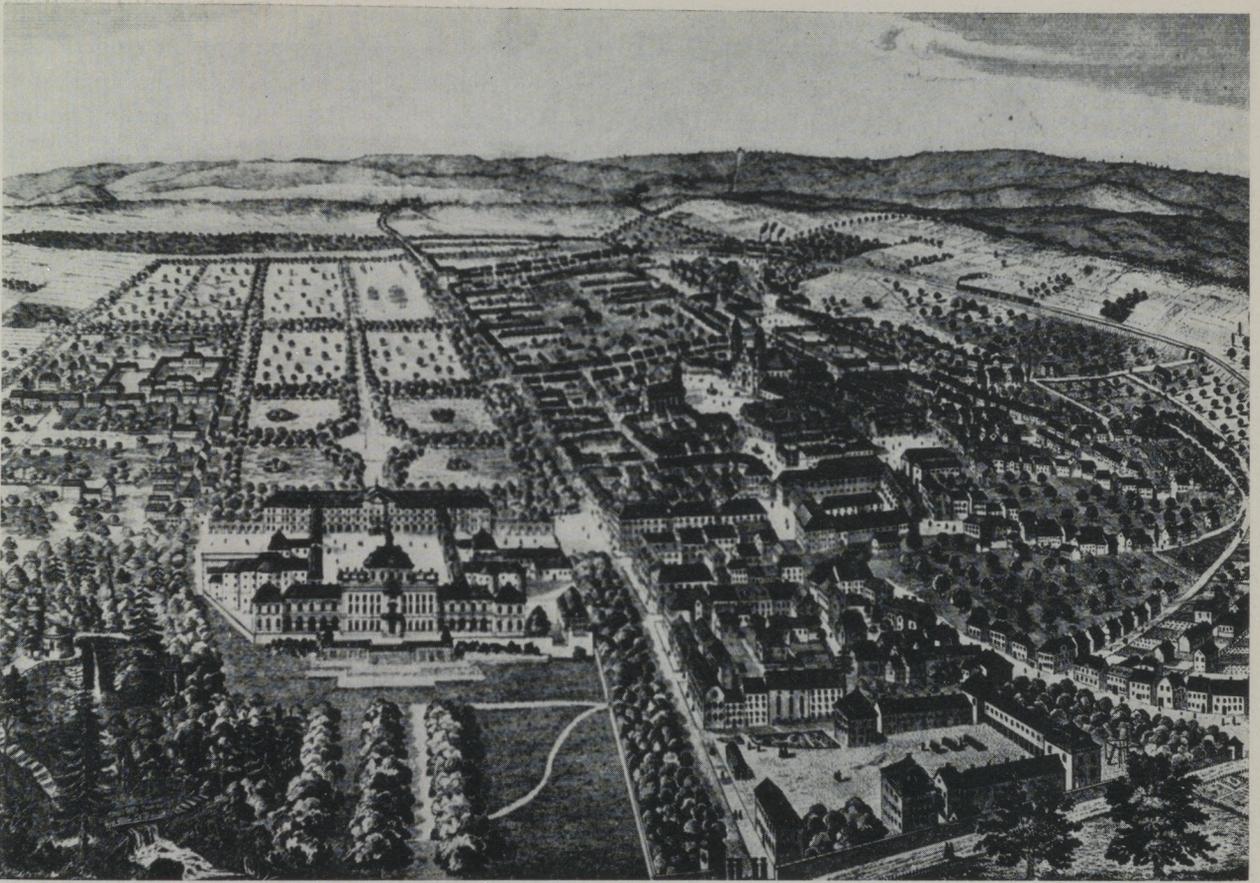
Er war schon vorher als Sitz des Bebenhäuser Hofmeisters eine stattliche Anlage. KIESER vermittelt uns einen Eindruck davon: Mit Wehrgang, Turm, Graben und Zugbrücke glich er eher einer Burg als einem Klosterhofe. Wenn man damals vom Wehrgang aus (heute Nordseite des Schlosses) nach Norden schaute, so sah man über einen tiefen Taleinschnitt hinweg auf den Mönchswald, 28 Morgen groß, heute Favoritepark. Dahinter lag damals eine fast lückenlose Waldfläche bis zum Bietigheimer Forst, dazu kam im Westen das Osterholz, heute dezimiert, und im Süden das Lerchenholz, heute verschwunden. Zu Füßen lagen damals zwei Fischweiher, talaufwärts im Quellgebiet des Tälesbaches drei fischreiche Seen mit Röhricht und Wassergeflügel, ein weiterer See (mit Seemeisterei) Eglosheim zu. Talabwärts gab es Weinberge und abermals Wald.

Eben war die Parforcejagd eingeführt worden, die EBERHARD LUDWIG besonders liebte. 1699 war er ihretwegen viermal auf den Erlachhof gekommen. Die Pflege der Forste mit ihren kilometerlangen Wildzäunen, die Pflege des Wildes, der Pferde, der Hunde erforderte viel Personal. So stand schon ein Jägereigebäude mit Jägerwohnung. Gebaut werden mußte ohnehin. Material gab es in der Nähe: Steinbrüche in Hoheneck, Gips am Asperg, Holz in den Wäldern der Umgebung (später wurde es vom

Schwarzwald herangeflößt). Seit Jahrzehnten wurde viel gebaut, um die Kriegsschäden zu beseitigen. Zahlen sollte der Kirchenrat, der ja für den Erlachhof zuständig war. Er tat es auch zunächst; erst 1702, als das Bauen kein Ende nahm, kamen ihm Bedenken.

Die Pläne hielten sich zunächst in bescheidenen Grenzen: An der Ostseite sollten ein Herrschafts- und ein Kavalierebau entstehen, die Landwirtschaft sollte an die Südseite, im Westen stand schon der Jägereibau, die Nordseite sollte durch eine Altane mit Geländer abgeschlossen werden. Inzwischen aber hatte der Herzog Geschmack am Bauen gefunden, M. PHILIPP JOSEPH JENISCH wurde nach Italien geschickt, um dort Renaissancearchitektur zu studieren. Er legte neue Pläne für einen dreistöckigen Fürstenbau an der Nordseite vor und einen neuen Kavalierebau an der Nordwestecke als Pendant zum eben errichteten Herrschaftsbau an der Nordostecke. Damit war das Schema des späteren Schlosses schon angedeutet: Hauptbau mit zwei Flügelbauten und nach Süden offener Hof. Das bedeutete aber eine entscheidende Wendung: Der erste Kavalierebau, eben fertig geworden, wurde abgerissen, und der Klosterhof der alten Anlage hatte in diesem «Schloß» keinen Platz mehr. Er wurde zum Fuchshof ausgewiesen. Am 6. Mai 1704 wurde der Grundstein zum neuen «Fürstenbau» gelegt in Anwesenheit des Herzogs, der damals unter Prinz EUGEN und MARLBOROUGH im Spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich im Felde stand. Am 11. Mai 1705 befahl er, der Hof solle hinfort «Ludwigsburg» heißen, damit auch im Namen sichtbar werde, daß an der Stelle des Erlachhofes jetzt ein «Fürstenschloß» entstehe.

War er dazu überhaupt berechtigt? Nein, denn nach Herzog CHRISTOPHS Großer Kirchenordnung, die durch Landtagsbeschluß 1565 zum Verfassungsrecht erhoben war, gehörte das Kirchengut nicht dem Landesherrn, sondern war Stiftungsvermögen, aus dem Kirchen, Schulen und soziale Einrichtungen zu unterhalten und Besoldungen gezahlt werden sollten. Über den Rest (Residuum) konnte der Fürst verfügen, aber nur *zu Trost, Schutz und Schirm von Land und Leuten*. Er verwendete aber nicht nur das Residuum für den Schloßbau, sondern griff das Kirchengut sogar dadurch in seiner Substanz an, daß er die Meierhöfe einzog und sogar den Großteil der Baukosten dem Kirchengut auflastete. Sein Versprechen, die Höfe nachträglich durch Tauschobjekte



Ansicht aus der Vogelschau, um 1855. (Scheffold 4722.)

aufzuwiegen, war von vornherein eine leere Ausrede. Wenn der Kirchenrat in die Abtretung schließlich einwilligte, so nur, weil er glaubte, durch einmaliges Nachgeben Schlimmeres verhüten zu müssen. Der Kirchenrat wußte, daß er selbst dabei unrechtmäßig handelte. Ähnlich verfuhr der Prälat OSIANDER, der die Ständevertretung von einer Klage beim Reichshofrat abhielt, weil man der geheiligten Person des Landesherrn Gehorsam auch dann schulde, wenn dieser die Verträge nicht halte. Damit ist auch die Frage beantwortet, warum Herzog EBERHARD LUDWIG praktisch absolut regieren konnte, während er theoretisch von der Verfassung eingeengt war. Dasselbe Problem trat später noch einmal unter KARL EUGEN auf. Aber da wagten die Stände die Klage und hatten Erfolg: Der Herzog wurde zum Erbvergleich von 1770 gezwungen. Allerdings war die Weltsituation jetzt eine andere: Es gab den «aufgeklärten Absolutismus» und Fürsten wie FRIEDRICH d. Gr. und MARIA THERESIA. Auch in Württemberg war die Lage anders: EBERHARD LUDWIGS Politik stand im Schatten der Franzosenkriege, in der Verteidigungsfrage hatte sein Vorgänger schon die Unterstützung des Kaisers gefunden. So gelang es EBERHARD LUDWIG 1699, den

Landtag nach Hause zu schicken, um ihn hinfort nicht mehr zu berufen, nachdem die Landschaft eine bereits formulierte Klage hatte zurückziehen müssen. Der Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges gab der militärpolitischen Auffassung des Herzogs sogar recht.

Auch wirtschaftspolitisch und in der Frage der Verwaltungsreform hatte EBERHARD LUDWIG durchaus die Zukunft für sich. Die absolutistischen Neigungen und Praktiken kann man dem Herzog wohl überhaupt nicht zum Vorwurf machen, sie lagen in der Zeit. Daß aber die negativen Seiten des Absolutismus bei ihm mehr zu Buche schlugen als die positiven, lag wohl in seiner Person begründet: Bei aller Intelligenz übersah er, daß ihm der Kleinstaat keine großen Sprünge erlaubte, bei allem Einfallsreichtum fehlte ihm der Blick für das ökonomisch Mögliche, bei aller Leutseligkeit mangelte es bei ihm an Verantwortungsbewußtsein. Ein Schuß vom Wesen Herzog CHRISTOPHS, und aus dem Despoten wäre vielleicht ein erfolgreicher und fürsorglicher Landesvater geworden. Allerdings gäbe es dann kein Ludwigsburg, weder Stadt noch Schloß, allenfalls das Jagdschloß auf dem Erlachhof.

Es wäre auch historisch nicht gerecht, die Schuld an

der Mißwirtschaft seiner langjährigen Mätresse, der GRÄVENITZ, zuzuschieben. Die Sorglosigkeit, ja unmännliche Nachgiebigkeit des Fürsten bewirkte erst, daß aus der Liebchaft eine Landplage und aus dem «Fall GRÄVENITZ» ein «System GRÄVENITZ» wurde.

Als EBERHARD LUDWIG nun an den Bau seines «Fürstenschlosses» heranging, genügte ihm JENISCH bald nicht mehr und wurde durch NETTE ersetzt, der wohl aus preußischen Diensten kam. Eine leitende Baubehörde (Baudeputation) wurde gebildet und der abgerissene Kavaliersbau seitab vom Schloß als Herberge zum Waldhorn wiederaufgebaut (1707). Das ist mithin das älteste bürgerliche Gebäude Ludwigsburgs, weitere folgten erst 1710 an der Westseite des Schlosses (Schloßstraße 11 und 19), im selben Jahr jedoch wurde an der Ostseite ein schöneres und repräsentativeres Haus begonnen, das des Generals von STERNENFELS (Mömpelgardstraße 24). Dieser war Schwager des Hofmarschalls von FORSTNER und Kriegskamerad des Herzogs, stand diesem also persönlich nahe. Der Herzog wolle, daß *lauter schönste Häuser dahin gebauet werden*, hieß es, nämlich an die Ostflanke des Schlosses. Es zeichnen sich also bereits die Anfänge einer bürgerlichen Siedlung ab, wenn auch der Entschluß, eine «Stadt» zu bauen, wohl erst 1712 fiel. Allerdings warb der Herzog bereits von 1709 ab in Generalreskripten um Zuzug. Die versprochenen *Beneficien und Freyheiten* mehrten sich von Reskript zu Reskript.

Der Schloßbau kam zunächst nicht recht vorwärts. Es herrschte Krieg, die Zahlungen stockten, in diese Jahre fällt auch die Ehe des Herzogs mit der GRÄVENITZ und die daraus resultierende Staatskrise. Erst als die Ehe 1708 für nichtig erklärt und die GRÄVENITZ nach Schließung einer Scheinehe als «Landhofmeisterin» und Mätresse zurückgekehrt war (1711), konnte der Herzog sich dem Bauwesen wieder stärker zuwenden. Inzwischen hatte der Barockstil die Renaissance abgelöst. NETTE hatte sich auf vielen Reisen daran entzündet, jetzt sprang der Funke auf den Fürsten über. Das Schloß und das höfische Leben darin sollten den glänzenden Rahmen für den barocken und absoluten Fürsten bilden.

Der Fürstenbau war in die Breite angelegt, NETTE gelang es, ihm noch Höhe und Schwung beim Aufsetzen der oberen Stockwerke und durch Portal und Balkon zu geben. Um ihn noch stärker zu pointieren, setzte FRISONI später noch den Mansardenstock mit Walmdach und Türmchen darauf. Nach NETTES Plänen wurde 1709 mit dem östlichen Flügelbau begonnen, er heißt «Riesenbau» nach den Atlanten,

welche die Treppe tragen. 1712 wurde die westliche Entsprechung, der Ordenssaalbau, in Angriff genommen. Seinen Namen trägt er nach den Festen des Hubertusordens. Hier im Ordenssaal finden heute die Ludwigsburger Schloßkonzerte statt, hier kann man sich am leichtesten in die beschwingte Schönheit eines Barockraumes hineinfühlen, wenn Formen, Farben, Licht und Musik ineinanderfließen. Kristalleuchter und Königsbild sind allerdings aus späterer Zeit, der Thronessel ist aus Mergentheim. Zu NETTES Entwurf gehörten auch noch die Erweiterungsbauten des Hauptbaus nach Westen (Jagd pavillon) und nach Osten (Spiel pavillon), beide durch Galerien mit dem Hauptbau verbunden. Ihre Vollendung mußte NETTE jedoch seinem Nachfolger FRISONI überlassen, er starb 1715.

Die Beauftragung FRISONIS war zunächst nur eine





Verlegenheitslösung. Er war Stukkateur und gehörte zu den italienischen Künstlern, die NETTE aus Prag herangeholt hatte. Er erwies sich jedoch bald als Meister von hoher Begabung, vollendete nicht nur NETTES Bauten samt Favoriteschlößchen, sondern baute dem Herzog sein Schloß zu der geschlossenen Gesamtanlage aus, als die es sich heute noch präsentiert. Dabei konnte er sich ganz auf die künstlerische Gestaltung konzentrieren. Denn die Ausführung aller Bauvorhaben wurde einem «Entrepreneur» übertragen, seinem Schwiegersohn PAOLO RETTI aus Wien, der sogleich drei Brüder, weitere Verwandte und noch eine große Schar von italienischen Handwerkern nachzog. 1733 war der neue Fürstenbau als Südabschluß fertig, der Herzog starb im selben Jahr.

Die besondere Leistung FRISONIS ist, daß es ihm gelang, den alten und den neuen Fürstenbau aufeinander abzustimmen. Dabei mußte ein Höhenunterschied von fünf Metern überwunden werden. Zwar wurden die Innenräume des neuen Hauptbaus um 1800 unter Herzog (später König) FRIEDRICH wie auch der Schloßbrunnen und das Theater «modernisiert», d. h. dem Empire-Stil entsprechend umgewandelt. Das geschah jedoch ebenfalls durch

die Hand eines Meisters (THOURET), so daß die künstlerische Einheit des Ganzen nicht litt. Was an Modernisierung zuviel geschah, ist inzwischen, soweit möglich, rückgängig gemacht, so im Innern des alten Hauptbaus.

Als der Entschluß gefallen war, aus der zunächst mehr beiläufig entstehenden bürgerlichen Siedlung eine richtige Stadt zu bauen (etwa 1712), machten NETTE und nach ihm FRISONI ebenfalls die Planungen. Das Schloß war zunächst nach Süden geöffnet, also schlossen sich hier die Anfänge der bürgerlichen Siedlung an: Waldhorn, Sternenfelsbau. Als sich das Schloß mit dem neuen Hauptbau um einen Innenhof gruppierte, blieb doch diese Nord-Süd-Achse in Funktion, ja, sie wurde noch dadurch betont, daß jenseits des Lustgartens eine Allee auf dieser gedachten Linie angelegt wurde. Für die Stadt war nun Platz östlich und westlich dieser Achse. Entgegen diesen Gegebenheiten entwickelte sie sich aber zunächst nur im Westen, ob durch Fehlplanungen NETTES, durch Geländeschwierigkeiten oder Launen des Herzogs veranlaßt, läßt sich nicht sicher beantworten. Jedenfalls baute FRISONI die LUDWIGSSTADT westlich vom Schloß mit dem Marktplatz als eigenem Mittelpunkt und einer eigenen



Nord-Süd-Achse (Holzmarkt – Untere Marktstraße – Marktplatz – Obere Marktstraße). Eine alte Straße querte ohnehin Stadt und Schloßbereich (Wilhelm-, Schorndorfer Straße), ihr gab er eine über den Holzmarkt führende Parallele (Lindenstraße – Kaffeberg), die auf das Schloß zuführte. Damit wurde der Holzmarkt zu einer Art Drehpunkt. Alle Straßen sollten rechtwinklig aufeinanderstoßen, die Hauptstraßen licht und weit sein, die Häuser zweigeschossig mit der Traufseite zur Straße, alle sollten dieselbe Dachneigung haben. Höfe und Gärten sollten innerhalb der rechteckigen Blöcke liegen, durch Torwege von der Straße aus erreichbar. Der breit hingelagerte Marktplatz bildete die Mitte, eingefasst von Arkadenhäusern, alle zweistöckig. Eine besondere Note erhielt er durch die zweitürmige (evangelische) Stadtkirche, eingeweiht 1726, und ihr etwas schlichteres Gegenstück, die heutige katholische Kirche, geplant als reformierte Kirche, 1721–1781 gebaut, dann Garnisonkirche bis 1903. In der Mitte des weiten Platzes steht ein Gegenstück zum Adlerbrunnen im Schloßhof, der

Marktbrunnen mit dem Standbild des Stadtgründers. Der unschöne und etwas zu breite Grenzstreifen zwischen Stadt und Schloß mit der von Stuttgart hereinführenden, stark ausgefahrenen Straße bot sich als Allee an, EBERHARD LUDWIG hat sie schon in Angriff genommen, KARL EUGEN baute sie 1753 als vielreihige Linden- und Kastanienallee aus. Es gab ja außerdem bereits die Allee, die zum «Grand cabinet de verdure» (im Volksmunde «Grüne Bettlade») führte, 1,3 km lang. Es blieb nicht bei diesen beiden, am Ende des 18. Jahrhunderts waren die Alleen nicht mehr wegzudenken, sie waren ein Stück Ludwigsburg geworden.

Trotz wiederholter Aufforderung zur Ansiedlung und Verheißung erheblicher Privilegien (darunter 20 Jahre Steuerfreiheit!) gab es 1718 erst 22 Häuser mit ungefähr 600 Einwohnern. Trotzdem wurde Ludwigsburg nicht nur zur Stadt erhoben, sondern wurde auch Residenz und dritte Hauptstadt des Landes. Als Wappen erhielt es die Reichssturmflagge, da Markgröningen in das neugebildete Oberamt eingliedert wurde. Obervogt war von PÖLLNITZ,

Nachfolger von FORSTNERS in der Leitung der Baudeputation, ebenso wie dieser Freund und Vertrauter des Herzogs. An die Spitze der Stadt kam ein rechtskundiger Bürgermeister, sie erhielt auch Sitz und Stimme im Engeren Ausschuß der Landschaft.

Dann ging der Herzog daran, Ludwigsburg zu seiner «alleinigen Residenz» zu machen, bis 1730 war es soweit. Bei seinem Tode hatte die Stadt 300 Häuser mit 5668 Einwohnern (Stuttgart hatte damals 9000). Das war nur durch ungewöhnliche Methoden zu schaffen gewesen. So wurde den Ämtern und Städten auferlegt, einzeln oder im Verbande in

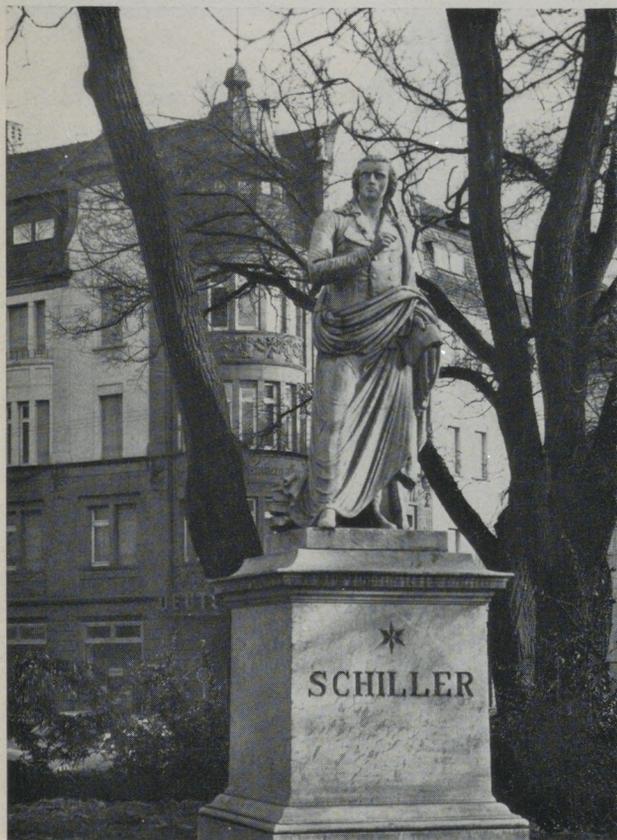
Ludwigsburg zu bauen. Es entstanden auf diese Weise acht Amtshäuser, ursprünglich bestimmt, die Behörden aufzunehmen. Dieses Prinzip wurde aber bald durch die Launen des Herzogs und durch Raubzüge des GRÄVENITZKREISES durchbrochen, sie gerieten meist in private Hand. Auch die Kanzleikaserne – so genannt, weil sie sowohl Kanzleien beherbergte als auch Kaserne war – wurde als Göppinger Amtshaus begonnen (Wilhelmstraße 1), der General von PHULL, Freund und Schwager des Herzogs, erwarb es billig und verkaufte es dann dem Herzog für 40 000 Gulden, baute sich daneben Nr. 3 und dann Nr. 5 und stellte alle drei Häuser unter ein Dach.



KARL EUGEN brachte dort 1779 sein Militärwaisenhaus unter. Die Fassade ist nicht nur charakteristisch, sondern auch reizvoll. Aber der Bestand des Bauwerks ist gefährdet, sein Verlust wäre schmerzvoll.

Der Ludwigsburger Obervogt von PÖLLNITZ hat nacheinander vier Häuser gebaut bzw. während des Bauens erworben: Den «Gesandtenbau», Schloßstraße 31, begann er 1719 und verkaufte ihn noch im Rohbau an die Regierung, die dort und im benachbarten «Grafenbau», dem schönsten Barockbau in der Stadt, den Oberhofmarschall Graf von GRÄVENITZ und die Mätresse unterbrachte. Dann kaufte er Anteile vom Ludwigsburger Amtshaus (Obere Marktstraße 2) und ließ sich vom Herzog den Besitz des ganzen Hauses als Schenkung bestätigen, um es bald an den Stadtvogt GRASER weiterzuverkaufen. Darauf begann er Wilhelmstraße 10 und schließlich baute er noch gegenüber ein richtiges Palais, den heutigen Ratskeller. So haben damals viele ihr Glück in Ludwigsburg gemacht.

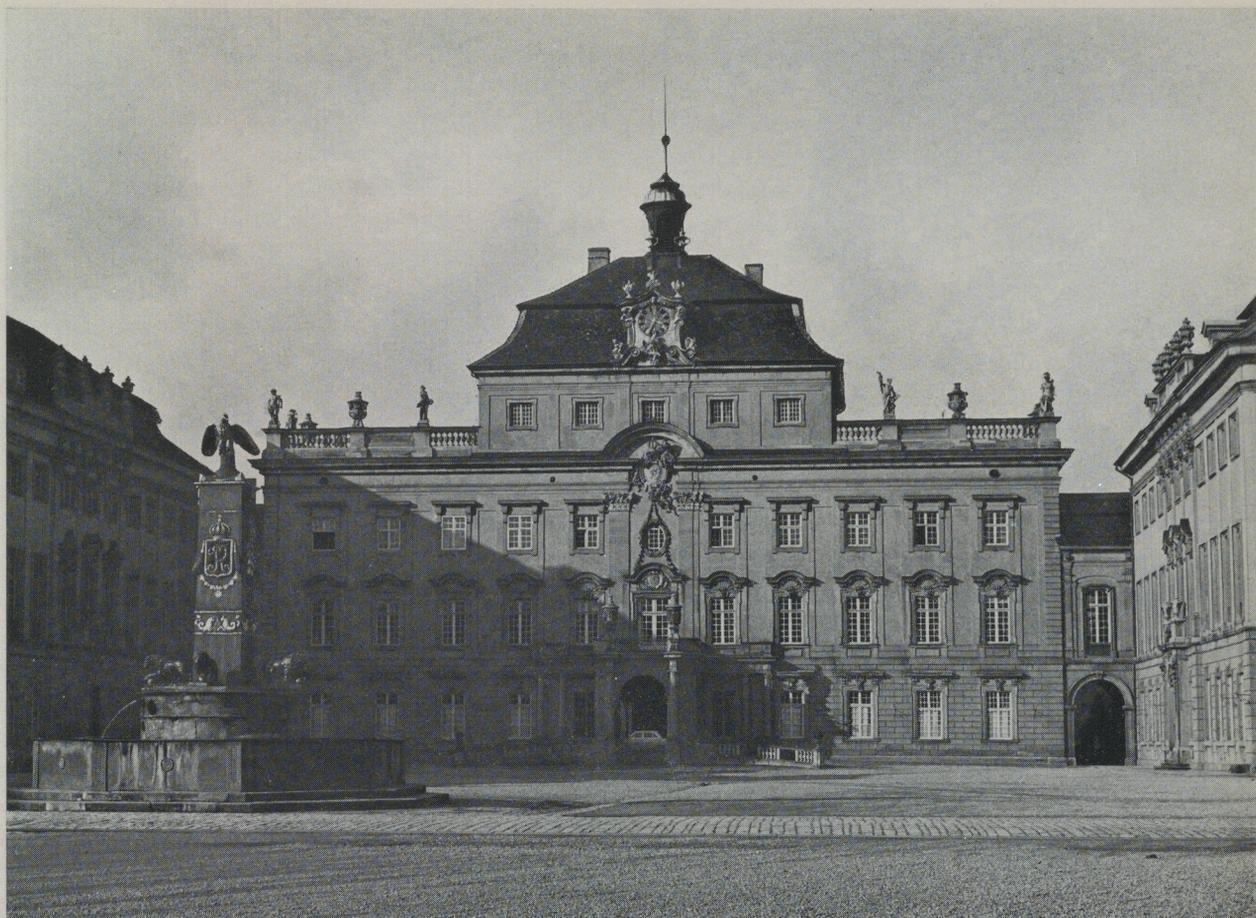
Schließlich haben wir in Ludwigsburg vier Kategorien von Häusern: die Adelshäuser (Grafenbau, Gesandtenbau), die Amtshäuser (vom Göppinger und Ludwigsburger Amtshaus war schon die Rede), die Bürgerhäuser und ein kleiner Rest von einstöckigen Häusern (Bauhofstraße, Gartenstraße), die außerhalb der Regel gebaut waren. Viele Häuser



in Ludwigsburg haben eine reiche Geschichte. Das Tübinger Amtshaus, Obere Marktstraße 1, diente bis 1767 als Rathaus, später als Lateinschule, in der auch der junge SCHILLER Latein lernte. Gegenüber dem Ludwigsburger Amtshaus war MÖRIKES Elternhaus. Marktplatz Nr. 11, die alte Hauptwache, ist als Waiblinger Amtshaus erbaut, Nr. 8 als Calwer Amtshaus. Es war später Vogtei, JUSTINUS KERNER wurde dort als Sohn des Oberamtmanns geboren. Das Eckhaus an der Westseite (an der katholischen Kirche Nr. 4) ist das älteste Haus am Marktplatz, der Strumpfwirker BECKH aus Vaihingen/Enz baute es 1719. In 140 von 300 Häusern lebten die *vom Adel auch übrigen Hof- und Canzley Verwandten*, also Privilegierte, die keine Steuern, nicht einmal Weineinlaßgeld zahlten, tüchtige Leute darunter, aber auch einige Abenteurer und Nichtstuer. Dann kam die breite Schicht der Handwerker und Handelsleute, die Hof und Stadt versorgten, die meisten Württemberger, fast alle Leute, die es zu etwas bringen wollten. Dazu kam noch die große Gruppe der am Bau Beschäftigten, die noch nicht fest angesiedelt waren, darunter die Gruppe der Italiener, die aber mit ihren Wachstumsspitzen schon in das Bürgertum (mit seinem Kaffeehaus JULIO LAZARO 1722!) und sogar schon in die privilegierte Schicht (FRISONI, RETTI) hineinzuwachsen begannen.

1730 erlebte die Stadt noch einmal festliche Tage beim Besuch des Preußenkönigs, dann fielen Schatten. Im Frühjahr 1731 stürzte die GRÄVENITZ, aber der Herzog hatte nicht mehr die Kraft zu einem Neuanfang, zumal der Tod des Erbprinzen im Herbst dieses Jahres ihn schwer traf. 1733 starb er und folgte seinem Sohne als zweiter in die Fürstengruft, die er für sich und sein Geschlecht gebaut hatte. Seinem Volke hinterließ er einen Haufen Schulden, und selbst die Stadt, der seine ganze Liebe galt, stand mit seinem Tode plötzlich vor dem Ruin.

KARL ALEXANDER, der Nachfolger EBERHARD LUDWIGS, stammte aus einer Nebenlinie (Winnental). Er hatte eine glänzende Offizierslaufbahn in kaiserlichen Diensten hinter sich, an der Erstürmung von Belgrad 1717 unter PRINZ EUGEN hatte er wesentlichen Anteil. 1712 war er in Wien zum Katholizismus übergetreten, das bedeutete bei seinem Regierungsantritt eine Belastung, da das Herzogtum durch Staatsgrundgesetz ein evangelisches Land war. Es gelang ihm aber, Kirchenrat und Landschaft durch das Versprechen zu beruhigen, daß alles beim alten bleiben werde (Religionsreversalien). Die Bischofsrechte trat er an den Geheimen Rat (oberste Regierungsbehörde) ab, wegen der Schuldenregelung begannen Verhandlungen. Als aber der Herzog nach



dem Polnischen Erbfolgekrieg ein Heer von 12 000 Mann unter Waffen behalten wollte, kam es zum Konflikt mit der Landschaft, gegen deren Einspruch er seine militärischen Pläne weiterbetrieb.

Für Ludwigsburg hatte das einige Folgen: Es wurde jetzt Garnisonstadt, und damit war der Charakter der Stadt in einem entscheidenden Punkte festgelegt. Das Jägerhaus im Tal an der Nordwestecke des Schlosses ließ er zur Kaserne umbauen, es ist die Talkaserne, im Volksmunde auch «Lochkaserne» genannt, die älteste und bekannteste Kaserne der Stadt. Erst vor kurzem ist sie abgerissen worden. Sie war wirklich kein Schmuckstück, und insofern ist der Verlust zu verschmerzen, aber sie war ein Stück der alten Soldatenstadt.

Bis zur Krise von 1736 enthielt sich KARL ALEXANDER absolutistischer Maßnahmen. Hof und Behörden wurden nach Stuttgart zurückverlegt, mit der GRÄVENITZpartei wurde aufgeräumt. Nur in Ludwigsburg zog das Elend ein: Die Bautätigkeit hörte auf, 400 Arbeiter zogen ab, die Forderungen von Handwerkern und Lieferanten blieben jahrelang offen. Die Einwohnerzahl sank auf 2343. Der Wegzug der Beamten und des Hofes brachte Mietverluste, ganze Häuser standen leer. Im Bestreben, der Stadt aufzuhelfen, nahm der Herzog die merkanti-

listische Politik seines Vorgängers wieder auf: Eine Flormanufaktur und eine Seidenmanufaktur wurden gegründet, gingen aber auch bald wieder ein, da es an Betriebskapital und an der Organisation des Absatzmarktes fehlte. Eine Porzellanmanufaktur blieb in der Planung stecken. Nur *eine* Gründung erwies sich als dauerhaft und segensreich: die des Zucht-, Arbeits- und Waisenhauses, kurz «Arbeitshaus» genannt, Schorndorfer Straße 26–34. Es nahm auch Landstreicher und Trunksüchtige, ab 1746 auch Geisteskranke auf, kurz alle, die in der sozialen Ordnung der damaligen Zeit keinen Platz hatten. Wenn diese Anstalt bei aller Einfachheit und Härte doch von Anfang an für viele Zuflucht und Heimat wurde, dann durch die menschliche Güte und Frömmigkeit des Waisenhauspfarrers BECKH und des Waisenschulmeisters ISRAEL HARTMANN. Wirtschaftlich hat auch das Arbeitshaus auf die Dauer nicht floriert, aber es hat manchen wieder auf die Beine gestellt.

Durch den Besuch des Fürstbischofs von Würzburg, Graf FRIEDRICH KARL VON SCHÖNBORN, den der Herzog von Wien her gut kannte, verschärfte sich die Spannung, da der absolutistisch gesinnte Bischof ihm den Rücken gegen die Stände steifte. Durch die Umwandlung der evangelischen Schloßkapelle in



eine katholische war auch die Frage der Religionsreversalien wieder strittig geworden. Zudem hatte KARL ALEXANDER zwei Landfremde mitgebracht, die ihm in dieser prekären Situation zu Diensten waren: Sein Finanzberater SÜSS OPPENHEIMER wußte die Finanzlücke auf illegale Art zu schließen durch Münzverschlechterung, Ämterschacher, Erpressungen, neue Steuern, Monopole, der katholische General von REMCHINGEN versuchte durch eine drohende Haltung die Gegenseite weichzumachen und stellte sich schließlich für einen Staatsstreich zur Verfügung, der Ausschaltung der Stände und Gleichberechtigung der Katholiken zum Ziel gehabt hätte. KARL ALEXANDER wollte auf einer Reise nach Danzig über Würzburg sich mit dem Grafen SCHÖN-

BORN darüber beraten, als er am Vorabend der Reise in Ludwigsburg plötzlich starb. Dadurch fielen alle Pläne in sich zusammen. Das Volk ließ es sich nicht nehmen, an einen beabsichtigten Gewaltstreich zu glauben, die Fama berichtet sogar, der Herzog sei vergiftet worden oder gar vom Teufel geholt. REMCHINGEN wurde verhaftet und des Landes verwiesen, die belastenden Papiere hatte er beseitigen können. SÜSS OPPENHEIMER wurde auf der Flucht ergriffen, zum Tode verurteilt und hingerichtet. KARL EUGEN, KARL ALEXANDERS ältester Sohn, glich in vielem dem Gründer: Ein starkes Selbstbewußtsein prädestinierte ihn zu einem absoluten Fürsten. Eine gute geistige Begabung und schöpferische Phantasie befähigten ihn zu guten Leistungen. Eine

starke, in diesem Falle sogar überstarke Sinnlichkeit machten ihn anfällig gegenüber Verführungen; Mangel an Selbstkontrolle und Launenhaftigkeit fallen hier wie da auf, beide gelangen allzu jung in ihr hohes Amt. Aber in einem ist das Glück KARL EUGEN mehr gewogen, seine Mätresse hat ein anderes Format, sie wird ihm Lebensgefährtin und Schutzensel: FRANZISKA VON HOHENHEIM. Dazu kommt noch etwas: Seine Epoche ist die der Aufklärung, es bleibt nicht aus, daß er von ihrem Geiste schließlich ergriffen wird, vor allem in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit. Er war weniger Soldat als EBERHARD LUDWIG, die Truppe war für ihn ein Schaustück oder allenfalls ein materieller Wert (Verkauf des Kapregimentes!). Aber dafür steckte in ihm ein Stück Schulmeister, der *furor paedagogicus* trieb ihn zu Schöpfungen von erheblichem Rang (Hohe Karlsschule!).

Für die Ludwigsburger Geschichte ist vor allem seine erste Lebenshälfte von Bedeutung, als Sommerresidenz und dann als Sitz des Hofes wendet er der Stadt seine Schöpferlaune zu. Doch was war noch zu tun? Das Schloß war fertig, er konnte höchstens einiges verändern. So wurde als Pendant zur katholischen Hofkapelle jetzt an der Westseite eine evangelische Hofkapelle gestaltet. NETTES Stufengarten verschwand, er wurde aufgefüllt. Seine besondere Liebe wandte er der Orangerie an der Südseite zu. Über die Stadt hin warf er ein Netz von Alleen und führte sie auch ins Land hinaus, so daß mit ihnen gleichsam die Landschaft an die Stadt herangeholt wurde. Die Straße nach Kornwestheim machte er ebenfalls zu einer prächtigen Lindenallee mit Doppelreihen. Es ist bezeichnend, daß er in seiner zweiten, mehr ökonomisch ausgerichteten Lebensstufe auf Obstbaumalleen umstieg. Dem Zeitgeschmack und persönlicher Neigung folgend, förderte er besonders die Oper durch Berufung von guten Künstlern (JOMELLI!) und durch den Bau eines Opernhauses. Es war zwar aus Holz, weil es anders nicht so schnell hinzukriegen war, aber es war prächtig ausgestattet. Es stand da, wo heute der Schlüsselessee ist und mußte 1801 weichen, als die hinteren Anlagen als englischer Garten ausgebaut wurden.

Das Favoriteschloß wurde erneuert und erhielt einen Vorgarten nach Süden hin in französischem Stil, hier ergab sich ein Platz, der für ein festliches Feuerwerk besonders gut geeignet war. Dann aber erregte das «Seehaus» jenseits des Favoritewaldes die Aufmerksamkeit des rastlosen Bauherrn. In Stuttgart hatte ihm PHILIPP de la GUÉPIÈRE als Nachfolger von LEOPOLDO RETTI soeben das Neue Schloß vollendet. Dieser Baumeister erhielt nun den Auftrag,

ihm dort ein Seeschloß hinzuzaubern (1755ff.). Wenige Jahre später begann er auf der Münsinger Alb das neue Schloß Grafeneck zu bauen (1760ff.), 1763 auf einem neuentdeckten Lieblingsplatz Schloß Solitude. Dazu kam noch Jagdschloß Einsiedel. Alle diese Schlösser waren Mitte der 60er Jahre im Bau, gleichzeitig das Opernhaus, alles bei leeren Kassen. Die Lust am Schöpferischen war ins Maßlose entartet. Da zwang ihm ein Streich des Schicksals Maß auf: Im Erbvergleich von 1770 wurden die Rechte der Landschaft wiederhergestellt und die Schulden wiederum verglichen. Es war eine Niederlage, aber eine heilsame, zumal jetzt FRANZISKA in sein Leben trat.

Mit dem Bau der Schlösser haben wir allerdings die Fülle der Vorhaben noch nicht umrissen. Ein Subventionsvertrag mit Frankreich zwang ihn, Truppen aufzustellen und dann sogar gegen Preußen zu marschieren. Nach der Niederlage von Leuthen wurde seine Militärpolitik etwas solider. Zunächst sollte ein Arsenal gebaut werden (1761). Was davon fertig geworden ist, das ist die «Arsenalkaserne», heute belegt mit naturwissenschaftlichen Sammlungen des Landes. Die Fassade, mit mythologischen Skulpturen geschmückt, ist gut anzusehen. Beachtenswert sind die «Trophäen» am Nordrand des Platzes, 1910 durch Nachbildungen ersetzt. Gebäude und Platz sind jetzt durch Neubaupläne gefährdet.

Eine weitere Kaserne wurde im Gasthaus zum Bären, Schloßstraße 9, eingerichtet (später wieder Gasthaus). Die Garde zu Pferd war beim Marstall einquartiert. Das Marstallgebäude bestand schon seit NETTES Zeiten, es paßte nicht in die Regel, da es etwas schräg gestellt war. Kaserne und Marstall sind heute abgerissen, das ist kein Verlust. Nur das Tor zum Reithaus mit Wappen ist von besonderer Schönheit. Die Garde zu Fuß war in der Kanzleikaserne untergebracht. 1769 ergab sich Gelegenheit, eine weitere Kaserne zu bauen, die Reiterkaserne am Karlsplatz in der seit 1760 entstehenden Karlsstadt.

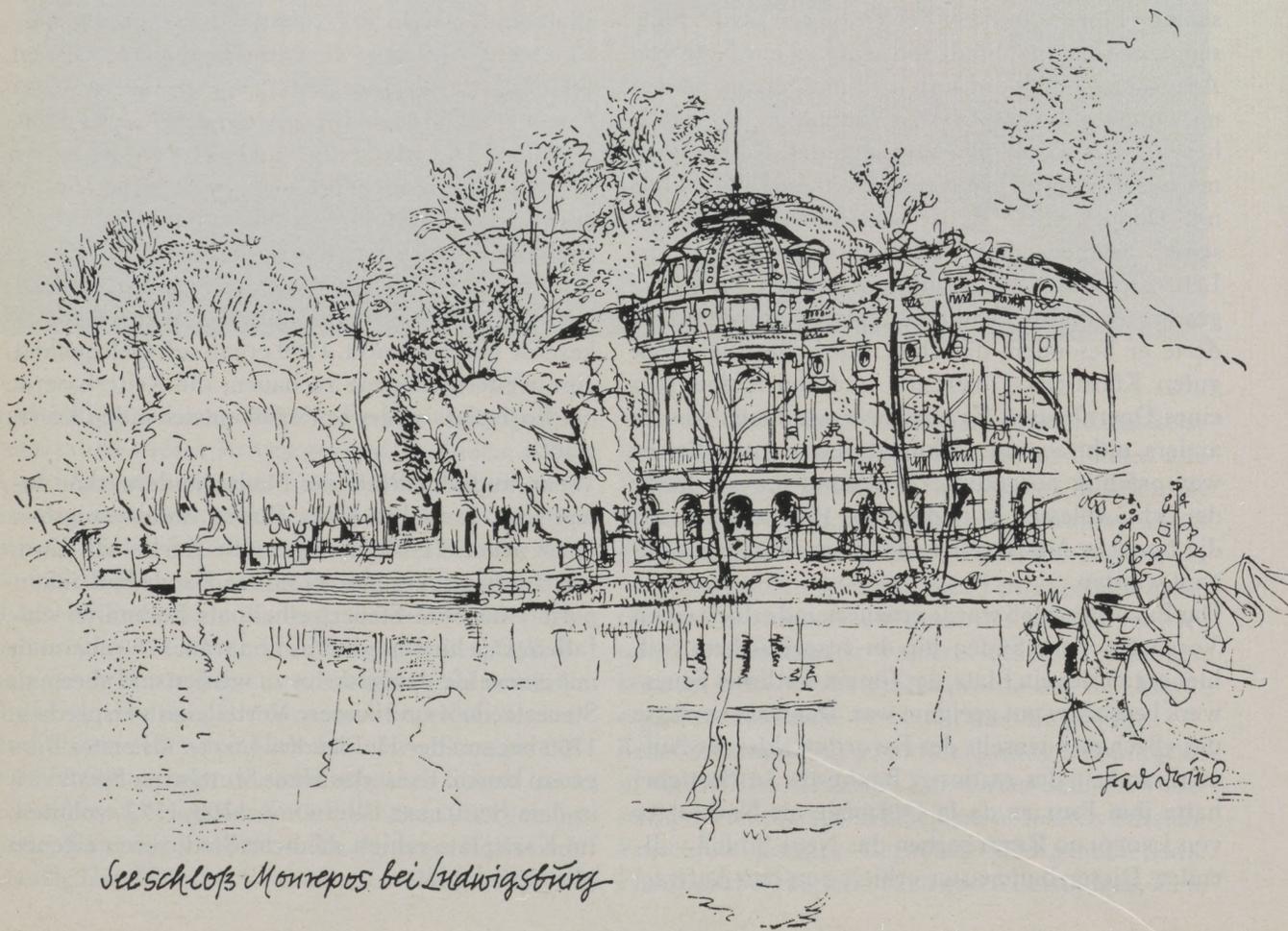
Wenn auch der Platz des Stadtgründers schon belegt war, so wollte KARL EUGEN doch wenigstens einen neuen Teil hinzufügen: die Karlsstadt. Zwar war Ludwigsburg seit 1739 der Landschaft inkorporiert und die Steuerfreiheit als Lockmittel entfallen. Das hinderte ihn nicht daran, 1760 abermals mit einem Generalreskript zu werben und abermals Steuerfreiheit und andere Vorteile zu versprechen. 1760 begann der Hofdrucker COTTA als erster Bürger zu bauen. Es ist das Haus Stuttgarter Straße 26, in dem SCHILLERS Eltern von 1768–1775 wohnten. Im Karlsplatz erhielt die neue Stadt ihren eigenen Mittelpunktplatz.

Das Leben am Hofe KARL EUGENS und in der Stadt ist oft genug beschrieben. Der Dichter SCHUBART als Mitspielender und Mitleidender in diesem großen Spiel meinte, es sei im damaligen Ludwigsburg ebenso leicht gewesen, ein gottseliges Leben zu führen wie ein nutzloses. Damit charakterisiert er treffend die Breite der Charaktere und Schicksale, die sich auf diesem Schauplatz ein Stelldichein gaben. Höhepunkt dieses etwas zweifelhaften Einklangs zwischen Hof und Bürgern war wohl der festliche Einzug des Herzogs in seine Stadt nach der Rückkehr aus Italien 1767. Das Reisegeschenk, das er mitbrachte, waren die venezianischen Messen, karnevalistische Maskenfeste auf dem Marktplatz, die sich jeweils zu seinem Geburtstag wiederholen sollten. Aber 1775 fand alles ein abruptes Ende, als er den Hof, die Hofämter, das Theater, die Bibliothek, ja sogar einen Teil der Truppen wieder nach Stuttgart verlegte. Wie der Aschermittwoch dem Karneval, so folgte wieder eine Zeit des Niedergangs einer Blüte. Die Bevölkerung, 1774 noch 11 600, fiel auf die Hälfte. Plätze und Straßen waren plötzlich verlassen, viele Häuser standen wieder leer. Ludwigsburg wurde zu dem *Grasburg*, wie es uns KERNER schildert, *hohes Gras wuchs aus den unbetretenen Pflastern*. Auch ein zweiter Versuch, in Ludwigsburg eine Industrie zu schaffen, war fehlgeschlagen.

Nur die Porzellanfabrik (im Palais SCHÜTZ, Schorn-dorfer Straße 42, untergebracht) hielt sich nach einer kurzen Blüte noch eine Weile.

Erst die Französische Revolution brachte neues Leben, als Emigranten nach Ludwigsburg kamen. PHILIPP EGALITÉ, Herzog von Orleans, wohnte damals in der Goldenen Kanne, Obere Marktstraße 4. Und dann kam mit den Kriegen, die der Französischen Revolution folgten, neue Not.

Die folgende Epoche in der Geschichte der Stadt, die das 19. Jahrhundert umgreift und bis in das 20. Jahrhundert hineindauert, wird von drei Faktoren bestimmt: vom Schloß, von der Garnison und vom Charakter der Stadt als Verwaltungsmittelpunkt. Durch das Schloß und seinen Residenzcharakter war Ludwigsburg aufs engste mit dem Schicksal des Königshauses verbunden und wurde dadurch immer wieder Schauplatz von wichtigen Ereignissen, zumal das Haus Württemberg mit den Höfen Europas immer stärker verflochten war. FRIEDRICH I., auf preußischem Boden geboren, hatte bis 1787 in russischen Diensten gestanden. Seine zweite Frau, MATHILDE, war Tochter des englischen Königs, der Zar und der Kaiser waren FRIEDRICH'S Schwäger. Er selbst wohnte schon seit 1790 in Ludwigsburg (im heutigen Ratskellergebäude). Mit der Stadt war er schon verwachsen, als sie seine Sommerresidenz



Seeschloß Monrepos bei Ludwigsburg

wurde. Das Schloß ließ er im Sinne des Klassizismus «modernisieren», der neue Hauptbau und die Galerien zeigen heute noch das Gesicht, das er ihnen verlieh.

Diese Erneuerung, 1799 begonnen, fiel in eine unruhige Zeit, da NAPOLEON begonnen hatte, die Welt zu erobern. Der Württemberger wie auch andere mittlere Fürsten Deutschlands wurden von ihm abhängig, 1805 wurde Württemberg vollends zum Bündnis gezwungen in einer denkwürdigen Unterredung zwischen FRIEDRICH und NAPOLEON im Ludwigsburger Schloß, es mußte jetzt auf den Schlachtfeldern einen Blutzoll zahlen für eine Neuordnung, die Kaiser und Reich verpaßt hatten. FRIEDRICH wurde König von NAPOLEONS Gnaden, es muß ihm aber bescheinigt werden, daß er sich gegen die Erpressung NAPOLEONS bis zuletzt gewehrt hat. Ludwigsburg glich jetzt einem Heerlager, es entwickelte sich zum württembergischen Hauptwaffenplatz. 1812 wurde eine Geschützgießerei gebaut vom Stückgießer NEUBERT, der bisher in der Stuttgarter Straße 56 Glocken gegossen hatte, eine Gewehrfabrik gab es bereits. Schließlich glich die Stadt nach der Völkerschlacht bei Leipzig einem großen Spital, eine furchtbare Seuche forderte auch unter den Bürgern viele Opfer.

Außer im Schloß und in den Anlagen hat FRIEDRICH auch sonst künstlerische Spuren hinterlassen. Für seinen verstorbenen Freund, den Grafen ZEPPELIN, ließ er von THOURET ein Grabdenkmal errichten mit DANNECKERS «Trauernder Freundschaft» im Innern (auf dem Alten Friedhof). Die Porzellanfabrik, deren Entwicklung den für Ludwigsburg so charakteristischen «Wechsel der Zeiten» zu verdeutlichen scheint, erlebte unter FRIEDRICH einen neuen Aufschwung. Ein Künstlerinstitut in Verbindung mit dem Waisenhaus wurde angegliedert zur Ausbildung des Nachwuchses. Es stand unter der Leitung des Hofbildhauers ISOPH, dessen Vasen auf GOETHE einen besonderen Eindruck machten. Was von ihnen den Wechsel der Zeiten überlebte, ist heute im Parkgelände südlich der Schorndorfer Straße aufgestellt. Ein besonderes Verdienst FRIEDRICHS ist der Ausbau des Seeschlosses am Eglosheimer See, seit FRIEDRICH «Monrepos» genannt.

Als FRIEDRICH 1816 starb, hatte er mit Fleiß, Härte, Konsequenz und Weitblick die Grundlagen für das moderne Württemberg gelegt. Er hinterließ ein Land, dessen Umfang sich in seiner Regierungszeit mehr als verdoppelt hatte. Auch Ludwigsburg hat durch ihn eine Prägung erfahren, deren Spuren bis heute sichtbar sind. Seine Rolle im Reigen der Mächtigen wurde besonders deutlich beim Besuch des österreichischen Kaiserpaars und des Zaren

ALEXANDER im Sommer 1815. Diese Tage waren auch große Tage im Leben der Stadt. Seine Witwe, Königin MATHILDE, lebte noch bis zu ihrem Tode 1828 in Ludwigsburg. Sie stand den Herzen der Bürger sehr nahe. Unter ihrer tatkräftigen Mithilfe gründete die evangelische Gemeinde das Mathildenstift, ein Kinderheim, das 1876 in erweiterter Form (als Brüder- und Kinderanstalt) auf die Karls Höhe verlegt wurde.

Nach den Stürmen der Napoleonischen Kriege wurde es in Ludwigsburg wieder ruhig, König WILHELM kam selten her. Hingegen berief er 1819 die Ständeversammlung zur Erarbeitung einer Verfassung nach Ludwigsburg, die Abgeordneten, darunter UHLAND, nahmen die Gastfreundschaft der Ludwigsburger gern in Anspruch. Die Unterzeichnung der Urkunde durch den König und die Übergabe an die Ständeversammlung wurden festlich begangen durch eine Feier im Ordenssaal, eine Hoftafel, einen Umzug der Bürger und einen Festtrunk (vom Feldwebel an abwärts unentgeltlich). Davon sprachen die Ludwigsburger noch lange. Genau 100 Jahre später wurde am selben Ort die Verfassung des Volksstaates Württemberg angenommen.

Die Garnison war die stärkste des Landes, von 10000 Einwohnern (1826) waren 3000 Soldaten. Ludwigsburg war auch Standort des Generalquartiermeisterstabes (im Mauclerschen Haus, Mömpelgardstraße 26) und der Kriegsschule (zur Ausbildung von Offizieren, im Sternenfelsbau, Mömpelgardstraße 24). Da es auch Hauptwaffenplatz war, gab es eine Menge technisches Personal. Viele Handwerker und Gewerbetreibende lebten von der Garnison.

Im Jahre 1817 kam die Regierung des Neckarkreises (einem Regierungspräsidium vergleichbar) und die Finanzkammer nach Ludwigsburg. Jetzt war es nur noch Beamten- und Soldatenstadt, während die Komponente «Hof» immer mehr zurücktrat. Die Porzellanfabrik sowie die Tuchfabrik gingen ab, der Schloßgarten wurde mit Obstbäumen bepflanzt, die Alleen wurden reduziert, Schloß und Nebenschlösser vernachlässigt, dagegen wuchs die Strafanstalt. Uniform und Bürgerrock bewegten sich in den Straßen zwar meistens mit einigem Abstand voneinander, aber man kam ganz gut miteinander aus. In der Museumsgesellschaft und in der Bären-gesellschaft saßen Offiziere und Honoratioren beieinander, in der HÄUSSLERSCHEN Gesellschaft trafen sich sogar Soldaten aller Dienstgrade mit Bürgern. Diese Gesellschaft hatte allerdings einen etwas revolutionären Anstrich, und es ging oft laut zu, besonders, wenn polnische Flüchtlinge zu Gast waren. Das war in den etwas wilden Jahren nach der Fran-

zösischen Julirevolution von 1830, als der Dr. LOHBAUER aus Ludwigsburg den «Hochwächter» redigierte und der Oberleutnant KOSERITZ mit einigen Bürgern und Soldaten eine Verschwörung anzettelte. Mit Hilfe von Polen und Franzosen wollte man ganz Deutschland für Einheit und Freiheit gewinnen. Nach dem gescheiterten Frankfurter Wachensturm sagte KOSERITZ sein Unternehmen zwar ab, aber es kam dann doch heraus, und viele Ludwigsburger mußten auf den Asperg. KOSERITZ ging nach Amerika.

In diesem biedermeierlichen Ludwigsburg war eine Reihe von gescheiterten jungen Leuten herangewachsen, die sich alle als Künstler oder Gelehrte einen Platz in der deutschen Geistesgeschichte errungen haben: MÖRIKE, NOTTER, KAUFFMANN, VISCHER, STRAUSS. Die Stadt mit ihren hellen, weiten Straßen, ihren Alleen und verwunschenen Parks muß ein guter Nährboden für originelle Geister gewesen sein. Auffällig ist dabei ihre starke seelische Bindung an ihre Heimatstadt.

Auch die Politik schlug einige in ihren Bann: VISCHER wurde Abgeordneter in der Paulskirche, STRAUSS kandidierte in seiner Heimatstadt gegen HOFFMANN vom Salon. Es waren aufregende Tage, trotz lebhafter Unterstützung durch einen großen Teil seiner Mitbürger unterlag STRAUSS wegen seiner liberalen Theologie, wurde aber dafür in die württembergische Ständeversammlung gewählt. Einige Aufregung gab es auch, als ein Regiment, bei dem es eine Meuterei gegeben hatte, in Ludwigsburg entwaffnet wurde. Schlimmer kam es im Frühjahr 1848, als wegen der kleindeutschen Politik der Paulskirche in Württemberg eine Art Staatskrise ausgebrochen war. Der König flüchtete sich nach Ludwigsburg, obwohl es auch in der Garnison kriselte. Erst durch eine Bewirtung der ganzen Garnison (3200 Mann) zum Geburtstag des Königs am Pfingstmontag wurde die Treue der Truppe wiederhergestellt.

Leider erschien der Regierung der Restauration Ludwigsburg auch als der geeignete Ort für die prozessuale Bewältigung der jüngsten Vergangenheit. Im Ordenssaal mußten sich viele der freiheitlichen Politiker vor einem besonderen Schwurgericht verantworten, darunter auch UHLAND und VISCHER. Dieser Vorgang löste in der Bürgerschaft großes Unbehagen aus.

Die Verbindung zwischen Königshaus und Stadt wurde erst mit dem letzten König, WILHELM II., wieder enger. Als Thronfolger hatte er sich schon an der Eglosheimer Allee ein Landhaus gekauft, die «Marienwahl». Hier verbrachte er glückliche Jahre im Stil eines schlichten Edelmannes. Das Schloß diente nur allweihnachtlich für eine große Besche-

rung für Kinder aus der Stadt, ansonsten blieb es weitgehend ohne Leben. Die Kinderheilstätte, 1841 von dem Arzt Dr. WERNER gegründet, war Gegenstand besonderer Fürsorge und Liebe der kronprinzlichen und auch noch der königlichen Familie. Auf dem Alten Friedhof ist der letzte König auch begraben. Sein ihm einzig verbliebenes Kind, Prinzessin PAULINE, wählte die Marienwahl als Alterssitz, sie ist dort auf den Koppeln des ehemaligen Gestüts begraben.

Das Übergewicht des Faktors «Garnison» blieb noch lange erhalten. Um die Jahrhundertwende hatte die Stadt (ohne Vororte) etwa 15 000 Einwohner, dem standen etwa 6 000 Soldaten gegenüber. Während sich der Soldatenanteil nicht mehr wesentlich vergrößerte, nahm der Bürgeranteil von jetzt ab merklich zu. Das geschah durch Eingemeindungen, wirtschaftliche Entwicklung und Zuzug. Ansätze zur wirtschaftlichen Ausdehnung wurden schon im 19. Jahrhundert sichtbar, insbesondere seit dem Bau der Eisenbahnlinie 1846. Der Bahnanschluß bewog beispielsweise auch den Hersteller von Zichorienkaffee, HEINRICH FRANCK, seinen Betrieb von Vaihingen/Enz nach Ludwigsburg zu verlegen und damit – von allem Wirtschaftlichen abgesehen – Ludwigsburg auch einen charakteristischen Duft zu besorgen.

Einen verzweifelten Versuch, die aus dieser einseitigen Wirtschaftsstruktur entstandene Leere zu füllen, machte die Stadt nach dem Ersten Weltkrieg, indem sie in jetzt überflüssigen Wehrmachtsgebäuden Betriebe einrichtete. Einige dieser damals gegründeten Betriebe haben sich über Inflation und wirtschaftlichen Niedergang hinweg gehalten und entwickelt. Allerdings gelang es nicht, auf die Dauer die Militärgebäude für die zivile Wirtschaft zu belegen. Denn schon in der Reichswehrzeit war Ludwigsburg bald wieder eine verhältnismäßig starke Garnison, die größte im Westen des damaligen Reiches, da infolge der entmilitarisierten 50-km-Zone hier auch badische und hessische Truppenteile garnisoniert waren. Mit der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht vollends wurden die militärischen Anlagen wieder voll genutzt, ja sogar erweitert, und neue Kasernen wurden gebaut.

Der Rückschlag erfolgte 1945: Da die Stadt etwa 20 Kasernen und weitere militärische Anlagen hatte, bekam sie von dem ganzen Elend der unmittelbaren Nachkriegszeit ungleich viel mehr zu spüren als eine Durchschnittsstadt im Lande. Die Kasernen füllten sich nicht nur mit Besatzungssoldaten, mit Verschleppten (displaced persons), mit Heimatvertriebenen und Sowjetzonenflüchtlingen, einige große Kasernen nahmen hinter Stacheldraht auch Tausende

und aber Tausende von internierten Deutschen auf, die von der Besatzungsmacht gefangengehalten wurden, um schließlich deutschen Spruchkammern übergeben zu werden, so daß statt der 40 000 regulären Einwohner plötzlich 100 000 Menschen und mehr die Stadt füllten. Als Lazarettstadt war Ludwigsburg im übrigen ohne größere Zerstörungen davongekommen.

Mit dem Wiederaufbau wurde auch diese Situation überwunden. Die wirtschaftliche Entwicklung nach 1945 ist frappant. Mit dem Ende der 60er Jahre machte der Anteil der am Ort wohnhaften und in Industrie und Handwerk beschäftigten Personen 53,1% aller Erwerbspersonen aus, d. h. Ludwigsburg ist ein «Industrieort» geworden. Doch hat die Stadt als Verwaltungszentrum noch immer Bedeutung. Sie ist zwar nicht Sitz einer «Kreisregierung», aber Sitz des Landratsamtes eines großen Kreises, der mit seinen 415 000 Einwohnern bevölkerungsmäßig dem alten Neckarkreis wenig nachsteht. Sie ist auch noch ein bißchen Beamtenstadt, schon weil sie Wohnsitz vieler Beamter ist, die nach Stuttgart hineinpendeln. Sie ist heute Sitz einer großen Bausparkasse, die 1968 allein schon 2850 Personen beschäftigte. Zu allem beherbergt sie auch eine pädagogische Hochschule. Natürlich hat sie auch noch Kasernen, aber die Garnison bestimmt heute das Schicksal der Stadt nicht mehr. Dagegen ist sie für den Fremdenverkehr mehr als je attraktiv geworden: Die ständige Gartenschau in den Schloßgärten wurde beispielsweise jährlich im Durchschnitt von 1,4 Millionen Menschen besucht (das bezieht sich auf die Jahre 1954–1967).

Denn Stadt und Schloß erlebten in den 50er Jahren eine Wiederauferstehung im alten Glanz. Konkreter Anlaß dazu war die Tatsache, daß im Jahre 1704 mit dem Schloßbau begonnen wurde, also feierte man «250 Jahre Ludwigsburg». Da infolge der Kriegereignisse Stuttgart samt Schloß zerstört, Ludwigsburg jedoch im wesentlichen davongekommen und das Schloß fast unberührt war, benutzte es zunächst die Landesregierung ohnehin gern als «des Landes gute Stube». Von HEUSS bis DE GAULLE sah

es manchen erlauchten Gast. Zum Jubiläum 1954 wurde es nun hergerichtet, und die Schloßgärten wurden für die große Gartenschau «Blühendes Barock» völlig neugestaltet. Wo im Kriege noch Kartoffeln wuchsen, nämlich vor der Südfront des Schlosses, wurde jetzt wieder nach alten Vorlagen eine barocke Gartenanlage geschaffen, der Tälesbach wurde verdolt, der hintere und untere Schloßgarten wurden wieder zum Park, die Planie im Stile des Barock neugestaltet. Es war eine große Gemeinschaftsleistung der Gärtner aus dem ganzen Lande. Seither ist das Schloß durch Restaurierungen noch schöner geworden, auch für die Stadt mit Kirchen, Rathaus und Ratskeller, Bürgerhäusern, ja sogar Kasernen (Wilhelmskaserne, Arsenalkaserne) fiel etwas ab.

Aber Ludwigsburg ist nun leider nicht nur die Stadt der Schlösser, Gärten und Alleen, sondern sie ist auch eine Stadt von nahezu 80 000 Einwohnern mit all den Wachstumsproblemen einer modernen Stadt, die Großstadt werden will. Man sieht es ihr beim ersten Blick an, daß sie in einer stürmischen Entwicklung ist. Die B 27 wird zu einer riesigen Verkehrsanlage ausgebaut (Verkehr auf zwei Ebenen, also kreuzungsfrei). Dazu mußten Alleen fallen bzw. versetzt werden. Toranlagen wurden zerstört oder umgesetzt. Hochhausbauten nähern sich dem Schloß und seinen Anlagen, schon ist es eingekreist. In der alten Stadt EBERHARD LUDWIGS und KARL EUGENS marschiert schon der Fortschritt mit modernen Ladenfronten und Flachdächern. Die Stadt, die schon lange nicht mehr «reinrassig» barock war, ist in Gefahr, ihre letzten barocken Partien zu verlieren. Hier stehen Stadtverwaltung und Gemeinderat vor einer Entscheidung: Es gilt, Inventur zu machen. Was soll erhalten werden? Wie kann das Alte mit dem Neuen zusammengebracht werden? Eine Radikallösung oder ein passives Hinnehmen wären am einfachsten, ein gediegener Kompromiß ist schwer, aber er kann noch gefunden werden. Denn sonst sieht Ludwigsburg nach einer halben Generation nicht anders aus als eine Dutzendstadt im amerikanischen Mittelwesten oder sonst irgendwo auf der Erde.

## Gedanken zur städtebaulichen Geschichte und Zukunft des Stadtkerns

I  
Die historischen Kerne unserer Städte im Lande sind vornehmlich wertvolle Flächen, die allein schon durch den Vorzug ihrer geschichtlich bewährten Lage, ihrer Anziehungskraft im Geschichts- und Heimatbewußtsein ihrer Bürger und dem Vorhandensein kultureller und wirtschaftlicher Tatbestände – auch wenn, oder gerade weil sie nicht dem letzten modischen Trend unserer Zeit gerecht werden – Vorrang vor jeder anderen städtebaulichen Entwicklung haben sollten. Nur gilt es, diese Flächen den heutigen Bedürfnissen anzupassen.

Eine Stadt lebt! Leben kann sich aber nur dort entfalten, wo wir die Voraussetzungen für die heutigen und die zu erwartenden künftigen Ansprüche schaffen. Der Bürger, ob Bewohner, Gewerbetreibender oder Kauflustiger, muß sich wieder als Mensch angesprochen fühlen, sein positives Interesse an der Umwelt muß geweckt und gefördert werden. Er muß in «seiner» Stadt finden, was er braucht: Den Lebenserwerb, Einkaufsmöglichkeiten für einheimische Kunden und Besucher aus der Region und in kurzer Entfernung das Café, die Gaststätte, das Kino, das Clubhaus und schließlich, wenn auch gelegentlich unfreiwillig, das Finanzamt und das Rathaus, nicht zuletzt aber auch den Parkplatz. Kurz, die alten Stadtkerne müssen wieder attraktiv für jedermann werden. Es gilt eine komplexe Aufgabe zu lösen, die der einzelne nicht bewältigen kann und die von den Beteiligten erhebliche Opfer, allein schon in finanzieller Hinsicht, aber auch Verzicht, Ausdauer und Geduld, fordert.

Wo immer wir dieses Werk praktisch anfassen, werden wir auf Hindernisse stoßen. Wir werden unmittelbar mit der alten baulichen Substanz konfrontiert und damit vor die Wahl gestellt, uns zu entscheiden, was wir erhalten wollen und was wir aufgeben müssen, um dem Ziel jeder Stadterneuerung, der lebensfähigen Stadt, näherzukommen. In vielen Fällen rechtfertigt nur die Wahl zwischen totalem Verfall und damit wirtschaftlichem und im Gefolge baukulturellem Untergang die großen Investitionen und das damit verbundene Risiko. Die vorliegenden Gedanken sollen das Problem des historischen Stadtkerns am Beispiel Ludwigsburg näher beleuchten.

II  
Die schrittweise städtebauliche Erneuerung der Innenstadt ist auch für den Fortbestand Ludwigsburgs eine Lebensnotwendigkeit. Dieser evolutionäre Vorgang ist im Interesse aller erwünscht. Es kann aber nicht dem Zufall überlassen bleiben, wie und wo sich einzelne bauliche Maßnahmen künftig abspielen werden. Vielmehr ist es die Aufgabe unserer Zeit, Richtlinien und Leitsätze aus übergeordneter Sicht aufzustellen, in die sich Einzelmaßnahmen einfügen müssen. Dabei sind Denkmalpflege und baukulturelle Geschichte einerseits und Stadterneuerung andererseits nicht voneinander zu trennen. Wer auch immer in dieses zeitnahe Thema verwickelt wird, muß sich mit der Überlieferung auseinandersetzen. Das ist nicht nur eine Planungsaufgabe. Im wörtlichen Sinne «beteiligt» sind alle, die Anteil am Leben der Stadt nehmen – oder doch nehmen sollten: die Grundeigentümer, die dort Wohnenden und die Gewerbetreibenden, die Bauherren und ihre Architekten, die Vertreter der Öffentlichkeit, Gemeinderat und Verwaltung, und schließlich der Städtebauer und Stadtplaner. Ihm fällt die Aufgabe zu, allgemeingültige Vorschläge auszuarbeiten und zur Diskussion zu stellen. Seine Vorschläge sollen letzten Endes ein Maximum an Wünschen, Forderungen und Bedingungen beinhalten, jedoch stets das Ziel im Auge haben, ein lebens- und funktionsfähiges Ganzes zu schaffen.

Aufgaben, die alle angehen, erfordern Mitarbeit und Vertrauen, Kritik ist am Platze, Zusammenarbeit ist besser. Einwände bringen erst Nutzen, wenn sie nicht nur ablehnen, sondern zugleich aufzeigen, «wie man es besser machen» könnte.

Das Ergebnis unserer Bemühungen wird zwangsläufig ein Kompromiß sein. Mit Emotionen, Wunschbildern und utopischen Empfehlungen an den Planer ist nicht viel anzufangen. Es sind nüchterne Überlegungen, die zur Ordnung unseres Gemeinwesens von heute und morgen führen. Duldsamkeit und Kompromißbereitschaft ebnen den Weg für ein vielleicht nicht gerade glückliches, aber so doch hoffentlich erträgliches Neben- und Beieinanderleben aller Bürger. Wo die Bereitschaft zum Kompromiß nicht gegeben ist, wird unsere Mühe vergebens sein. Ein steriles Nebeneinander zwischen den Vertretern der öffentlichen Arbeit und denen, für die diese Arbeit getan wird, den Bürgern, kann die Aufgabe unserer Zeit nicht lösen. Noch schlimmer wäre es, zu resignieren und gar nichts zu tun. Das Ergebnis



Kreiskrankenhaus in Ludwigsburg. (Foto Lückgens.)

wäre ein Dahinvegetieren des Bestandes, der weder den heutigen Aufgaben und noch viel weniger den künftigen Bedürfnissen gerecht werden kann. Der heutige Zustand müßte dann eine Existenz führen, die «zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig» hätte.

Diese Überlegungen treffen mehr oder minder auf unsere Altstädte, deren Entstehung überwiegend in das Mittelalter zurückgeht, insgemein zu. Ludwigsburg bildet im Lande eine der wenigen Ausnahmen und hat für die heute angestrebte Entwicklung den Vorteil für sich, daß es im Gegensatz zu den räumlich engen Verhältnissen in den mittelalterlichen Gründungen unvergleichlich lockerer und übersichtlicher gestaltet ist. Die Auswirkungen der ursprünglichen Gründung kommen uns auch heute noch zugute.

Mögen wir heute das aus den Umständen der Nachkriegszeit bedingte Auseinanderfließen der Städte und Dörfer in die freie Feldmark mit allen negativen städtebaulichen, wirtschaftlichen, politischen und menschlichen Konsequenzen bedauern, so haben wir heute um so mehr die einmalige Gelegenheit, aus den «Fehlern der Vergangenheit» zu lernen und die notwendigen Folgerungen zu ziehen.

Die im folgenden angesprochenen Gedankengänge

sollen die Belange der Denkmalpflege im Rahmen des allgemeinen Städtebaues besonders beleuchten. Denkmalpflege ist aber nicht nur *ein* Problem, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen. Wir dürfen uns nicht in der Vorstellung wiegen, daß es das wichtigste Thema wäre. Die Entwicklung und Abgrenzung von konkreten Vorstellungen über die wirtschaftlich, kulturell, finanziell und technisch erreichbaren Ziele ist in jedem Fall Voraussetzung für das Gelingen. Ohne die Neuordnung des Verkehrsnetzes – nur als ein Beispiel – wären auch größte Opfer zugunsten der Denkmalpflege vertane Mühe, weil die baukulturelle Vergangenheit nur eine Chance hat weiterzuleben, wenn wir sie in die Zukunft integrieren.

Ein erster wichtiger Schritt in der Ausarbeitung planerischer Vorstellungen zur Integrierung der Denkmalpflege in den künftigen Städtebau ist die Abgrenzung einer städtebaulich und architektonisch erhaltenswerten historischen Substanz in der Innenstadt. Wir müssen altes Kulturgut sichten, ordnen, Bedeutsames von Wertlosem und die Neuordnung nur Belastendes scheiden, um Erhaltungswertes dafür um so zielstrebig für unsere Nachwelt bewahren zu können.

Das bedarf gründlicher Auseinandersetzung. Alle

Beteiligten sollten begreifen, daß ihnen große Verantwortung aufgebürdet ist. Man würde es sich zu einfach machen, alles, nur weil es «alt» ist, sei es aus romantischen Gefühlen, sei es aus mißverständener Pietät, einfach als schutzwürdig zu erklären und auf Fortbestand zu drängen. Damit würden wir allenfalls ein Museum schaffen, dessen Lebenszeit bereits bei der Gründung beschlossen wäre, weil es einfachste lebensnotwendige Belange nicht berücksichtigt. Die Folge wäre, eher früher als später, das sichere Erlöschen unserer historischen Altstadtkerne. Zwangsläufig müßten sich an anderer Stelle unserer Markungen neue Stadtgebiete entwickeln, wie wir es erlebten. Es ist aber nicht zu verantworten, wertvollsten Grund und Boden auf diese Art in der noch unbeanspruchten «freien Landschaft» aus Bequemlichkeit gedankenlos zu vergeuden und andererseits das uralte, bewährte Bauland in den Innenstädten brachliegen zu lassen.

### III

Unser heutiger Städtebau ist ohne Rückblick in die Geschichte nicht denkbar. Es wäre töricht und kurz-sichtig, die geschichtliche Tradition einer Stadt als Gemeinwesen vieler Generationen vor uns in Wohlstand und Niedergang, in Zeiten der Blüte und solcher der Armut, des überschwenglichen Optimismus und der Verzweiflung außer acht zu lassen.

Ludwigsburg hat im Vergleich zu den zahlreichen, viel älteren Städten im Lande eine verhältnismäßig kurze Geschichte. Trotzdem hat es längst eine Tradition, um die es andere beneiden. Dieses Gesicht gilt es zu wahren und fortzuentwickeln.

So war Ludwigsburg nicht nur dritte Landeshauptstadt, Garnisonsstadt und «Landeswaffenplatz», es wurde Hochschulstadt, hat den Anschluß an die Industrie gewonnen und ist dennoch weithin als «Stadt der Schlösser und Gärten» bekannt – von allem etwas und doch nichts Ganzes?

Gerade aber in der glücklichen Komposition mehrerer Eigenschaften liegt die heutige Chance, zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Studieren und praktischer Anwendung, zu einer unseren Bedürfnissen gerechten Stadt – Heimat seiner Bürger – zu werden.

Ein Rückblick sei gestattet, weil wir das Heute nur aus dem Gestern verstehen können.

### IV

Im Jahre 1704 legte Herzog EBERHARD LUDWIG an der Stelle des Landgutes «Erlachhof» den Grundstein zu einem Jagdschloß, das seinem Bedürfnis nach Repräsentation und der Unterhaltung seiner Gäste entsprechen sollte. Doch bald stellte sich her-

aus, daß das in seinen Ausmaßen zunächst bescheiden geplante Jagdschloß den Ansprüchen nicht genüge und man ohne Dienstleistungen den Wünschen der herzoglichen Gäste auf die Dauer nicht gerecht werden konnte. Damit kam es bereits fünf Jahre später zu dem entscheidenden Beschluß, den Schloßbau durch eine bürgerliche Siedlung zu ergänzen. Am 9. Mai 1709 erging der herzogliche Erlaß zur Gründung einer Stadt in unmittelbarer Nähe des im Bau befindlichen Schlosses.

Exakte Vorstellungen über die Größe der künftigen Stadt lagen nicht vor. Pläne wurden vielmehr erst im Laufe der Zeit teils als echtes wirtschaftliches, soziales und politisches Bedürfnis, teils als Ausfluß des absolutistischen Geltungsbedürfnisses des Herzogs und seiner Nachfolger aufgestellt.

Ludwigsburg fällt aufgrund dieses Werdeganges zwar nach städtebaulich-historischer Definition unter die sog. planmäßig «gegründeten» Städte, seinem Werden und Gedeihen nach vollzog sich jedoch die Entwicklung vielmehr im Sinn einer «gewachsenen» Stadt. Sein Aufbau richtete sich im Jahrhundert seiner Entstehung zum Teil nach echten, überwiegend aber nach politisch-repräsentativen Bedürfnissen des jeweiligen Herrschers. Darin ist begründet, daß die Stadt gerade in dieser Zeit ihres Bestehens wechselhaften Zeiteinflüssen unterworfen war, die ihren Niederschlag in Perioden hoher Blüte, der Stagnation oder des Rückganges Ausdruck fanden. Erst mit seiner Bedeutung als Garnison, wie sich jedoch mehrfach erwies, auch da wegen der politischen Hintergründe nur schwankend, wurde die Entwicklung beständiger. Erst mit der gewerblichen, wirtschaftlichen und schließlich industriellen Entwicklung wurde die Basis für eine gedeihliche und beständige Zukunft geschaffen. Die politische Ausgangslage und ihre wechselvolle Geschichte sind heute noch an der städtebaulichen Struktur der bürgerlichen Ansiedlung abzulesen.

Das vorerst in bescheidener Größe geplante Jagdschloß wurde mehrmals erweitert. An die späteren Ausmaße war ursprünglich nicht gedacht. Als barocke Neugründung stieß die Schloßanlage allein schon aus geländemäßigen Gründen auf nahezu unüberwindbare, bauliche Hindernisse. Sie konnte nicht wie andere Barockschlösser in breitgelagerter Form errichtet werden. Das Gelände, insbesondere die Höhenverhältnisse, zwangen zu einer konzentrierten, baulichen Anlage um einen Innenhof. Der heutige Beschauer wird deshalb auch von keiner Seite, es sei denn aus der Luft, der beachtlichen Größe der Schloßanlage mit einem Blick gewahr. Diese Tatsache muß gerade dem auf Repräsentation bedachten Gründer großen Kummer bereitet haben.



Auch das ist schon ein historisches Bild: eine Luftaufnahme von Ludwigsburg aus den 50er Jahren!  
(Foto Deutsches Luftbild, Hamburg F 5437.)

An der Platzwahl, eben von einem kleinen Jagdschloß ausgehend, ließ sich nachträglich nichts mehr ändern.

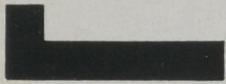
Weil bei der Gründung über die endgültigen Absichten bezüglich Größe und Lage von Stadt und Schloß keine Vorstellungen bestanden, konnten die planenden Architekten, insbesondere JOHANN FRIEDRICH NETTE und DONATO GIUSEPPE FRISONI, nur immer das Nächstliegende, überwiegend den oft wechselhaften Ideen des Herzogs folgend, in Plänen festhalten.

Wenn es den genialen Fähigkeiten eines FRISONI dennoch gelang, das Schloß selbst letztlich zu einer imponierenden Einheit zu gestalten, so fehlt doch bis zum heutigen Tage der städtebauliche Zusammenhang zwischen dem Schloß einerseits und der Stadt, in erster Linie repräsentiert durch den Marktplatz und seine Umgebung, andererseits. Darüber hinaus reichte die Entwicklungskraft der bürgerlichen Siedlung für den zügigen Ausbau der Stadt

nicht aus, um Schloß und Stadt zu einer Einheit barocker Prägung zu formen. Hierzu hätte es zumindest des geschlossenen Ausbaues der Stadt beiderseits der großen Schloßachse im Sinne einer Ost- und Weststadthälfte bedurft. Wir müssen deshalb dankbar sein und bei unseren zukünftigen Überlegungen davon ausgehen, daß uns wenigstens die von Norden nach Süden verlaufende Hauptachse des Schlosses selbst in Gestalt der Anlagen südlich des Schlosses (Blühendes Barock, Bärenwiese, Königsallee) und die städtebaulich interessantere westliche Stadthälfte zwischen Schloßstraße und Marktplatz erhalten geblieben ist.

V  
Die Verpflichtung unserer Generation ist es, das Augenmerk darauf zu richten, daß die städtebaulich-historisch interessante Grundsubstanz für die Nachwelt gesichert wird. Ausgehend von der Entwicklungsgeschichte Lud-

Zeichenerklärung:



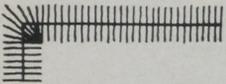
In das Verzeichnis der Baudenkmale eingetragene Gebäude



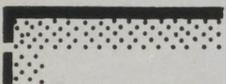
Bestehende und auch künftig einzuhaltende, historische Bauflüchter



Wie vor, jedoch Zurückverlegung vertretbar, wenn städtebaulicher Zusammenhang gesichert ist



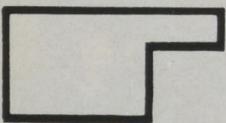
Im überlieferten Zustand zu erhaltende Gebäude der Zone I



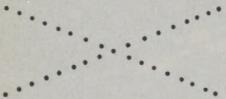
Erneuerung und Veränderung der Gebäudesubstanz im Rahmen der Zone II



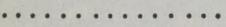
Wie vor, jedoch auch vollständige Erneuerung im Rahmen der Zone III



Auskernung der Innenhöfe und Teilüberbauung



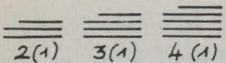
Besondere Regelung möglich, wenn die städtebaulichen Voraussetzungen vorliegen oder geschaffen werden



Keine Einschränkungen auf Grund historischer Belange



Die geeignete Dachform ist zu erhalten



Flachdach mit zurückgesetztem Dachgeschoß bei Neubau

3

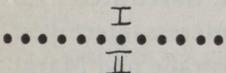
Vorgeschriebene Zahl der Vollgeschosse

... (1)

1 zusätzliches, um ca. 2,50 m von der Straßenbauflucht zurückgesetztes Dachgeschoss ist zulässig



Geltungsbereich des Rahmenplanes



Zonenabgrenzung

Hinweis:

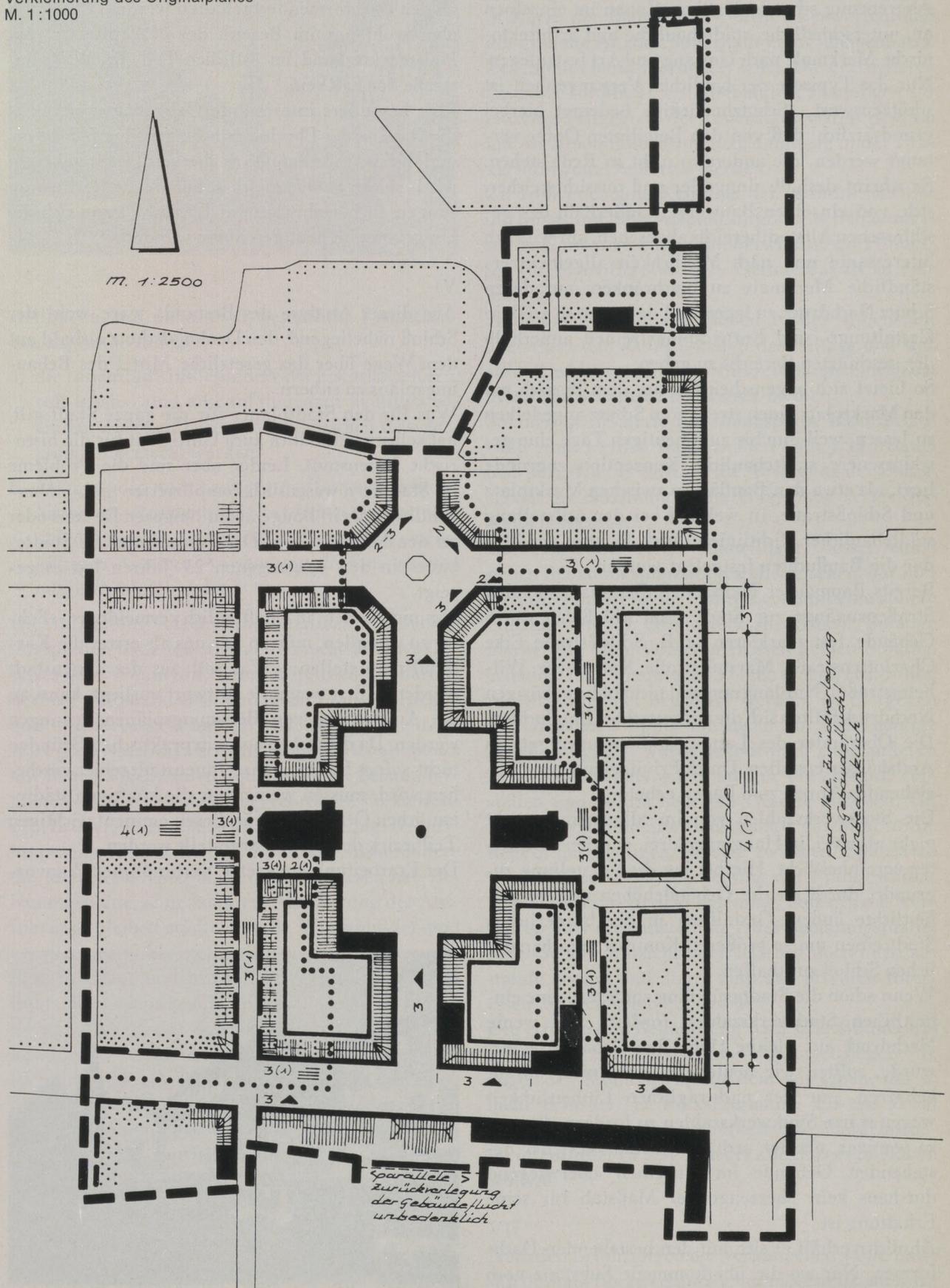
Der Rahmenplan ist die städtebauliche Beurteilungsgrundlage für das Bauen in der historischen Altstadt. Die Vorschriften des Planungsrechts und des Bauordnungsrechts werden hierdurch nicht ersetzt.

# Städtebaulicher Rahmenplan

für die Beurteilung baulicher Maßnahmen im Altstadtgebiet

Verkleinerung des Originalplanes

M. 1:1000



wigsburgs, der – wie gesagt – kein einheitlicher, kontinuierlich geplanter und scharf umrissener Altstadtbereich zugrunde liegt, bietet sich bei der Abgrenzung schutzbedürftiger Zonen im einzelnen an, unterschiedliche, städtebauliche und architektonische Merkmale nach Umfang und Art festzulegen. Nur das Typische der baulichen Vergangenheit ist schützenswert. «Schutzbedürftig» bedeutet hierbei grundsätzlich, daß von den Beteiligten Opfer verlangt werden, die anderswo nicht in Rede stehen. Es scheint deshalb sinnvoller und aussichtsreicher, sich, von einzelnen Bauwerken außerhalb des geschlossenen Altstadtbereichs abgesehen, auf wirklich interessante und nach Möglichkeit allgemeinerstehende Merkmale zu beschränken, auf deren Schutz Nachdruck zu legen und dafür um so größere Gestaltungs- und Entwicklungsfreiheit außerhalb des geschützten Bereichs zu geben.

So bietet sich augenscheinlich an, dem Bereich um den Marktplatz einen strengeren Schutz angedeihen zu lassen, weil ihm bis zum heutigen Tage eine geschlossener städtebauliche Konzeption zugrunde liegt, als etwa den Bauflächen zwischen Marktplatz und Schloßstraße, in welchen bei der Aufstellung städtebaulicher Richtlinien durch FRISONI zunächst nur die Baufluchten festgelegt wurden.

Bereits Baumeister NETTE ließ die entscheidenden Straßenzugänge zur Stadt vom Schloß her durch Gebäude fest markieren (z. B. Schloßstraße Ecke Charlottenstraße, Marstallstraße, Kaffeeberg, Wilhelmstraße). Nur langsam und nicht ohne gehörigen Nachdruck füllten sich die ausgesteckten Baufluchten. Die Oberämter des Landes mußten unentgeltlich Amtshäuser erstellen. Durch Privilegien wurde Zuziehenden Anreiz zum Bauen geboten.

Die Stockwerkszahlen von im allgemeinen nicht mehr als zwei, in Hanglagen drei, wurden erst später vereinheitlicht. Hierbei lag die Vorstellung zugrunde, durch gleiche Gebäudehöhen und vereinheitlichte äußere Gestaltung in der bürgerlichen Stadt einen um so größeren Kontrast zum herzoglichen Schloß zu schaffen.

Wenn schon die Stadtgründung zunächst keine einheitlichen Stockwerkszahlen forderte und wenig Nachdruck auf gleiche Höhe der Gebäude gelegt wurde, sollten wir heute erst recht nicht darauf beharren, nur der nachträglichen Einheitlichkeit wegen starre Stockwerkszahlen zu fordern, dies um so weniger, als der architektonische Wert der bestehenden Gebäude im einzelnen überwiegend durchaus kein überzeugender Maßstab für seine Erhaltung ist.

Ähnlich verhält es sich mit den bestehenden Dachformen. Nur wo die überkommene Substanz noch

architektonisch interessante Zusammenhänge aufweist und Dachformen entscheidenden Einfluß auf die Wirkung des Gesamtbildes haben, sollte auch an den Dachformen festgehalten werden. Dies kann aber wohl nur im Bereich des Marktplatzes, des Holzmarktes und im östlichen Teil der Wilhelmstraße der Fall sein.

Eine besonders interessante Gebäudegruppe weist die Ostseite der Eberhardstraße zwischen Wilhelm- und Bärenstraße auf. Ob es aber auf Dauer gelingen wird, solche bauhistorisch sicher wertvolle Erinnerungen zu bewahren, wird fraglich, wenn sich die Umgebung im heutigen Sinne wandelt.

## VI

Aus dieser Analyse des Bestands wäre wohl der Schluß naheliegend, den Denkmalschutz alsbald auf dem Wege über das gesetzliche Mittel des Bebauungsplans zu sichern.

Was für den Stadtplaner für die ganze Stadt gilt, hat selbstverständlich auch Gültigkeit für die historische Innenstadt. Leider aber sind die Probleme im Stadtkern wesentlich komplizierter und unübersichtlicher als in Baugebieten jüngerer Datums oder an den Stadträndern. Der Verlauf unseres Städtebaues in den vergangenen 25 Jahren hat es gezeigt.

Um nicht erneut in – hoffentlich vermeidbare – Fehler zu verfallen, müssen wir uns als erstes die Kardinalfrage stellen: «Was soll aus der Innenstadt werden?» Erst wenn die Antwort vorliegt, kann an die Aufstellung von Bebauungsplänen gegangen werden. Da dies schon aus rein praktischen Gründen nicht sofort für das ganze Innenstadtgebiet geschehen wird, müssen wenigstens die künftigen städtebaulichen Grundsätze für diesen eminent wichtigen Teilbezirk der Stadt klargestellt werden.

Der Erarbeitung konkreter, verbindlicher Planvor-





stellungen sind dabei zwei wesentliche Zielsetzungen zugrunde zu legen:

- a) die Innenstadt, insbesondere der historische Kern, soll lebens- und ausbaufähig nach heutigen sozialen, wirtschaftlichen und technischen Gesichtspunkten gemacht werden,
- b) Flächen, die nach heutiger Auffassung nicht als historisch schutzbedürftig betrachtet werden und auf die deshalb uneingeschränkt die allgemeingültigen Gesetze Anwendung finden, müssen ausgeschieden werden.

Die Aufstellung von einzelnen qualifizierten Bebauungsplänen nach den strengen Vorschriften des Gesetzes ist erst sinnvoll, wenn ausreichend konkretisiert ist, welche Bauabsichten im einzelnen vorliegen und welche Aussicht auf Verwirklichung besteht. Es wäre grundsätzlich falsch, das gesamte Altstadtgebiet mit neuen sogenannten «qualifizierten Bebauungsplänen», etwa gar ohne übergeordnete Vorstellungen, zu überziehen, ehe sich hierfür ein echtes Bedürfnis gezeigt hat und die Ausführbarkeit, insbesondere die finanzielle Seite, als gesichert erwiesen hat. Bebauungspläne, ohne konkrete Absicherung der Ausführung, bleiben städtebauliche Wunschbilder und veralten rasch. Sie stellen die organische Entwicklung in Frage und bringen gelegentlich sogar das Bauen überhaupt zum Erliegen.

Es war deshalb das Bestreben aus der Praxis heraus, für das Bauen in der Innenstadt grundlegende Richtlinien für alle Beteiligten zu schaffen und einen historischen Bereich mit strengen, konservierenden Vorschriften von dem Altbaugebiet abzugrenzen, in welchem unter Anwendung der heute allgemeingültigen Vorschriften ohne Einschränkung gebaut werden darf.

Jedes Gesetz, also auch ein neuer Bebauungsplan, birgt die Gefahr in sich, daß nach gegenwärtiger Auffassung aufgestellte und für gut gehaltene

Grundsätze über eine städtebauliche Planung alsbald zu einer Erstarrung und Reglementierung führen. Damit entschwindet dem beabsichtigten Zweck in Kürze der Boden. Es ist nicht zu erwarten, daß die gesamte Altstadt innerhalb eines übersehbaren Zeitraumes baulich erneuert wird. Die erarbeiteten Leitsätze für künftige städtebauliche Planungen für einzelne Teilgebiete der Innenstadt waren deshalb auf die Zukunft abzustimmen, damit sie in der Praxis nicht zum Hindernis werden.

Zu früh und ohne Kenntnis der tatsächlichen Bedürfnisse und Bauabsichten aufgestellte Bebauungspläne können zu einem unüberwindlichen Hindernis für Bauwillige werden. Gerade das ist zu vermeiden.

Andererseits kann das Bauen in der Innenstadt aber nicht den Zufälligkeiten des Alltags und den sich oft widersprechenden Interessen einzelner zum Schaden des Ganzen überlassen bleiben.

Solange qualifizierte Bebauungspläne nicht aufgestellt sind, werden Bauvorhaben nach § 34 BBauG beurteilt, d. h., es wird für die Abwägung der Zulässigkeit die Bebauung in der Umgebung vergleichsweise beigezogen.

Die Ungeduld vieler Bauwilliger, besser einen neuen Bebauungsplan aufgestellt zu sehen, hat ihre Ursache zumeist in der Hoffnung, damit eine höhere Nutzung für ihr Grundstück zu erzielen. Solange hierbei die öffentlichen Interessen keinen Schaden erleiden, insbesondere die Folgen einer Verdichtung im Altstadtgebiet bewältigt werden, ist hiergegen im Grundsatz nichts einzuwenden. Das heutige Innenstadtgebiet wurde jedoch nach ganz anderen Regeln erbaut, als wir es uns für die Zukunft vorstellen und es die heutigen Gesetze zulassen. Oft läßt sich auch die alte Bausubstanz gar nicht in die Regeln der heutigen Gesetze zwingen. Spätestens wird dies bei der Ausarbeitung der Pläne sichtbar und führt dann zu dem Dilemma, daß sich das Verfahren über die Aufstellung eines Bebauungsplanes über Gebühr hinzieht oder letztlich doch nicht zustande kommt und damit auch den privaten Interessen am wenigsten gedient ist.

Die erfolgreiche Behandlung nach § 34 BBauG hat allerdings zwei wesentliche Voraussetzungen: Je enger der Raum wird, auf dem wir leben, um so mehr erfordert er Rücksichtnahme auf das Wohl des Nachbarn und die Anerkennung übergeordneter öffentlicher Belange, an der alle Bürger teilhaben wollen.

## VII

Nach den Erfahrungen der vergangenen Jahre hatte sich deshalb für zweckmäßig herausgestellt, zunächst

für den Innenstadtbereich nur gewisse Abgrenzungen und grundsätzliche Regeln aufzustellen.

In einem «Rahmenplan für die künftige städtebauliche Ordnung des historischen Teiles der Innenstadt» wurde deshalb aufgezeigt, in welchen Bahnen sich das Bauen mit Einschränkungen und Freiheiten künftig abspielen soll. Sein Inhalt wurde in intensiven Gesprächen im Bauausschuß, als dem für bauliche Belange zuständigen Gremium des Gemeinderats, behandelt.

Parallel dazu liefen Gespräche und örtliche Augenscheinnehmungen mit dem eigens für Belange der Innenstadt ins Leben gerufenen Planungsbeirat, dem etwa 20 Bürger aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens angehören. Es erwies sich im Hinblick auf die gravierenden Auswirkungen eines Rahmenplanes als außerordentlich wichtig, alle auch nur erdenklichen Wünsche, Forderungen und Möglichkeiten zur Sprache zu bringen, abzuwägen und schließlich zu entscheiden. Die Mitwirkung der Gremien war über alle Maßen positiv und zustimmend.

Die breite Basis, auf der der Plan schließlich zustande kam, läßt hoffen, daß aufgrund dieser eingehenden Konfrontation und des abschließenden Bekenntnisses zur Geschichte der Stadt mit einer konsequenten Beachtung gerechnet werden kann.

Der Gemeinderat machte sich die erarbeitete Fassung zu eigen und faßte am 29. März 1972 folgenden Beschluß: «In Verbindung mit dem beigefügten «Städtebaulichen Rahmenplan für die Beurteilung baulicher Maßnahmen im Altstadtgebiet» des Baudezernats vom 25. Oktober 1971, ergänzt am 15. März 1972, sind bei der Bearbeitung von baurechtlichen Einzelfällen, im Falle der Aufstellung neuer qualifizierter Bebauungspläne nach § 30 BBauG und bei der Aufstellung einer neuen Ortsbausatzung über Außenwerbung, nachstehende Merkmale verbindlich zugrunde zu legen. Maßgebend im Einzelfall sind die Eintragungen in dem oben genannten Rahmenplan.» Mehr rechtliche Handhaben und größeres Verständnis des zuständigen Gremiums für diese schwierige und schwer erfaßbare Materie können Stadtplaner und Baurechtler nicht erwarten.

Der vom Rahmenplan erfaßte Bereich gliedert sich in drei Zonen, deren Abgrenzung aus der beigefügten Abbildung ersichtlich ist. Besonders herausgestellt, schriftlich fixiert und verbindlich zur Einhaltung bei Bauvorhaben beschlossen wurden für die einzelnen Zonen die nachstehend aufgeführten Merkmale:

#### *Zone I*

Zu erhalten sind: Gebäudefluchten, Gebäudetyp,

Trauf- und Gebäudehöhe, Stockwerkszahl, Dachformen und Dachneigungen, Gesimsausbildungen, architektonische Besonderheiten, wie Arkaden, Giebel- bzw. Traufstellung der Gebäude, Lisenen-Architektur der Amtshäuser, Gliederung der Fassaden und andere Merkmale baugeschichtlicher Eigenheiten.

#### *Zone II*

Zu erhalten sind: Gebäudefluchten, Trauf- und Gebäudehöhe (zulässige Stockwerkszahl) in Angleichung an die überlieferten Höhen.

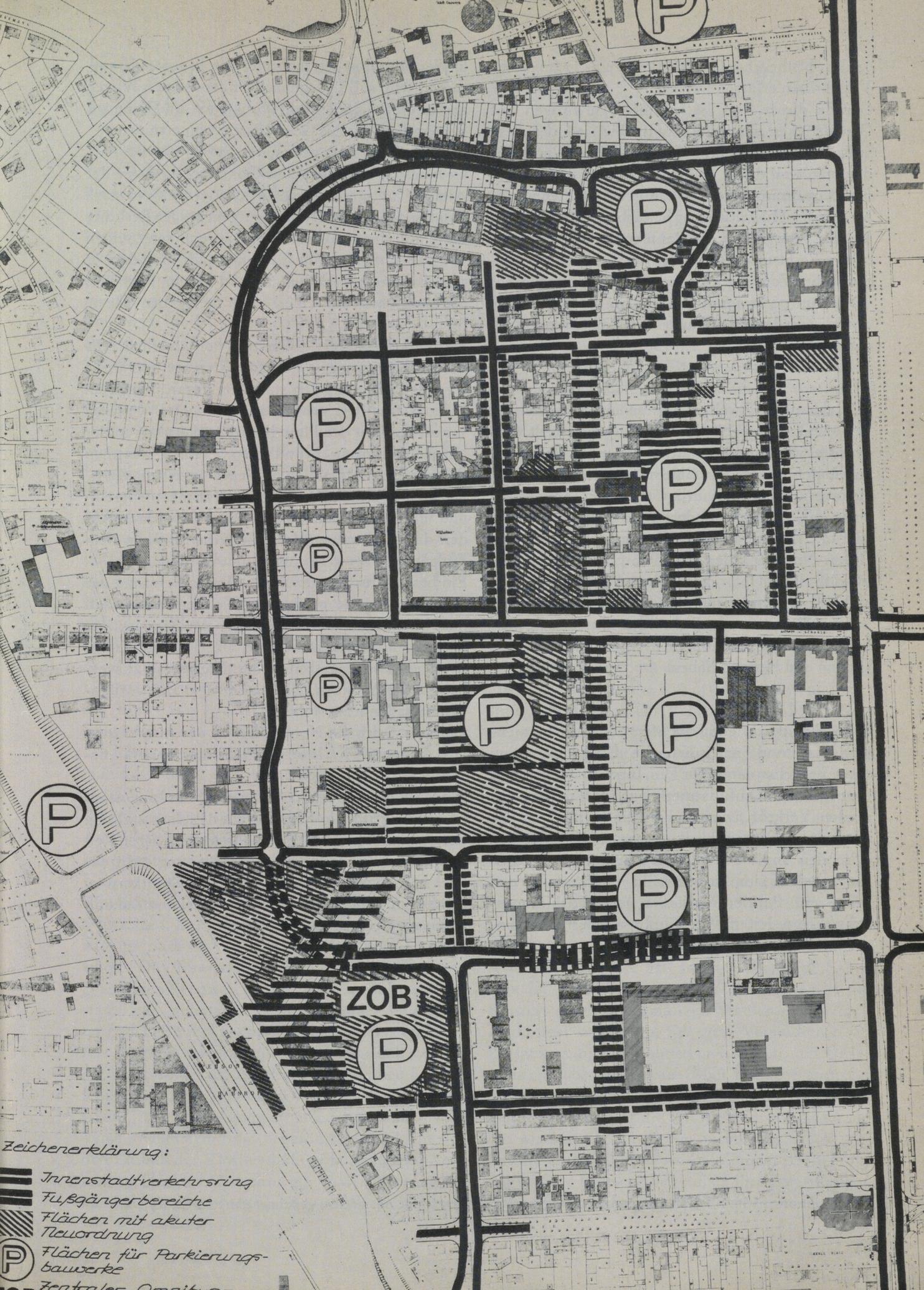
Als Übergang und als Zugeständnis sind jedoch gegenüber der Zone I Flachdach mit zurückgesetztem obersten Geschosß anstelle seitheriger geneigter Dächer, neuzeitliche architektonische Gestaltung und Materialwahl zulässig.

In *Zone III* gilt die gleiche Auflockerung, jedoch zusätzlich die Maßgabe, daß ausnahmsweise bei Nachweis einer Planung über mehrere Grundstücke zur Wahrung des städtebaulichen Zusammenhangs die bestehenden Dachformen zugelassen werden, soweit sie historischen Charakter haben.

Darüber hinaus greifen keine baurechtlichen Einschränkungen Platz, soweit die städtebauliche Geschichte der Stadt berührt ist. Als wesentlich wurde schließlich für alle Zonen bestimmt, daß zur Wahrung der historischen Eigenheiten der Altstadt erhöhte Anforderungen an die bauliche Gestaltung, insbesondere aus der Sicht der öffentlichen Verkehrswege, gestellt werden. Neubauten und Veränderungen an Altbauten müssen harmonisch aufeinander abgestimmt werden. Auf maßstäbliche Gestaltung und farbliche Abstimmung ist erhöhter Wert zu legen (vgl. §§ 3, 16, 111 LBO).

Die Belange der Denkmalpflege werden durch den Rahmenplan und vorstehende Regelungen nicht eingeschränkt. Das Landesdenkmalamt ist vor Inaussichtstellung von Entscheidungen, die von vorstehenden Regeln abweichen, zu beteiligen. Für den schon außerhalb des Kerns um den Marktplatz gelegenen Bereich zwischen Eberhard- und Schloßstraße wurde eine Sonderregelung mit der Absicht getroffen, einer neuzeitlichen Entwicklung freie Bahn zu lassen, wenn sich bauliche Maßnahmen in einen städtebaulichen Rahmen einfügen und ihre Ausführung als Ganzes gesichert sind. Darüber hinaus werden die in das Verzeichnis der Baudenkmale eingetragenen Gebäude von vorstehenden Vorschlägen nicht berührt.

Der Text zum Rahmenplan schließt mit der unscheinbaren Feststellung, daß für Bauflächen außerhalb der Abgrenzung des Rahmenplans aus städte-



*Zeichenerklärung:*

-  *Innenstadtverkehrsring*
-  *Fußgängerbereiche*
-  *Flächen mit akuter Neuordnung*
-  *Flächen für Parkierungsbauwerke*
-  *Zentraler Omnibushaltestelle*

baulich-historischen Gründen keine einschränkenden Vorschriften erlassen werden.

Gerade dieser Satz ist für alle Bauwilligen mit Grundstücken zwar im Altstadtgebiet, jedoch außerhalb des abgegrenzten Bezirks, von besonderer Bedeutung, weil damit eindeutig erklärt ist, daß bauliche Einschränkungen dort aufgrund städtebaulich-historischer Rücksichten nicht verlangt werden.

Mit der Feststellung des Rahmenplanes ist die seitherige Rechtsunsicherheit bei der Beurteilung baurechtlicher Vorgänge weitgehend beseitigt. Bei der Erarbeitung von künftigen Plänen im Innenstadtbereich hat der Stadtplaner damit eine klare Ausgangslage.

### VIII

Es steht außer Zweifel, daß an einen begrenzten Personenkreis erhebliche Forderungen gestellt werden, die sich nur mit der Achtung vor der Geschichte begründen lassen. Die Baufreiheit wird in der als historisch erhaltenswürdig erklärten Innenstadt mehr als in allen anderen Baugebieten eingeschränkt. Einschränkende Bestimmungen fordern Opfer. Nur wenn der Betroffene davon überzeugt ist, daß diese Opfer gegenüber der Allgemeinheit und der Geschichte der Stadt gerechtfertigt sind, werden die erlassenen Richtlinien als lebendige Instrumente unserer Gesellschaft angewendet werden können und Bestand haben.

### IX

Unter Berücksichtigung der Merkmale des Rahmenplans entstand inzwischen die Grundkonzeption eines Verkehrsplanes für die Innenstadt, den der Gemeinderat ebenfalls anerkannt hat. Für den fahrenden Verkehr wurde eine Ringstraße um die Altstadt als Trasse fixiert, welche die Aufgabe hat, störenden Individualverkehr vor Eintritt in den Innenstadtbereich zu sammeln und auf kurzem Wege auf Parkierungsflächen bzw. Parkierungsbauwerke zu leiten. Wer künftig als Besucher, Ein-

käufer oder dort Beschäftigter die Innenstadt aufsuchen will, soll Gelegenheit finden, seinen Wagen am Rande der Innenstadt abzustellen, und kann auf kurzem Fußweg das Geschäftszentrum erreichen.

Auf der Suche nach geeigneten Standorten für Parkierungsbauwerke kam uns die natürliche Lage der Altstadt auf einer allseits mehr oder weniger stark abfallenden Geländeplatte entgegen. Der Besucher fährt auf einer tieferen Ebene an und setzt seinen Weg als Fußgänger in die Innenstadt, nachdem er sein Fahrzeug verlassen und in einem Parkhaus abgestellt hat, auf einer höher gelegenen Ebene fort.

Der Verkehrsplan zeigt den teils vorhandenen, teils ausbaufähigen oder auf kurzen Strecken neu anzulegenden Ring mit den stadtseits daran placierten Plätzen für Parkierungsbauwerke. Des weiteren veranschaulicht der Plan die sich heute schon in der Umstrukturierung befindlichen Flächen zwischen Bahnhof und Marstall. Sie liegen in einem Kerngebiet, das sich fortschreitend als Einkaufsbereich und mit Dienstleistungen aller Art verdichtet. Auf den darin gelegenen Verkehrsflächen müssen dem Fußgänger Vorrechte eingeräumt werden.

Ein besonderes Augenmerk ist der Anlieferung der Geschäftsgebäude gewidmet. Die Versorgung soll nach Möglichkeit aus dem Inneren der Bauquartiere heraus, am besten aus einem Untergeschoß, sonst aber, gewisse Tageszeiten des Hauptgeschäftsverkehrs ausgenommen, wie seither über das vorhandene Straßennetz erfolgen.

Damit hat sich die Notwendigkeit der Abgrenzung des historischen Innenstadtdiets bereits bestätigt.

Ein wichtiger Schritt zur Aktivierung der Innenstadt ist getan, weitere in Richtung auf die Umgestaltung der Bauquartiere für die Bedürfnisse unserer Zeit werden folgen. Jeder künftigen Planung steht das Ziel vor Augen, einen lebensfähigen Stadtkern zu schaffen, in dem Geschichte, Gegenwart und Zukunft einen angemessenen Platz finden.

# Vor tausend Jahren: Ulrich von Augsburg

*Hermann Tüchle*

Von einem Bischof der Neuzeit wird man kaum einmal die 1000. Wiederkehr des Todesjahres über die Grenzen der Konfession, ja des Glaubens hinweg festlich begehen. Die Bischöfe der Ottonenzeit aber gehörten zu den Symbolen, Trägern und Stützen des Reiches, und wenn einer seine Spuren so deutlich in die Geschichte eingeschrieben hat wie der Augsburger ULRICH, wird er zum Ausdruck seiner Zeit, sein Jubiläum zum Anlaß, die ganze «Suevia Sacra», die Fülle des kulturellen und künstlerischen Schaffens der Zeit um seine Person gerankt zu zeigen.

Nach dem Rechtsbrauch jener Epoche und den strengen germanischen Anschauungen von der Ordnung der Stände konnten Bischöfe nur aus adeligen Familien genommen werden. Der Augsburger Rats Herr und Geschichtsschreiber MARKUS WELSER hat 1596 mit viel Scharfsinn die Geschlechterfolge der Eltern ULRICHS deutlich machen wollen. Die moderne Forschung konnte ihm nicht uneingeschränkt folgen. Sie weiß, daß die Eltern ULRICHS um Dillingen an der Donau und dem etwas nördlich davon gelegenen Wittislingen begütert waren, daß mindestens ein Bruder ULRICHS als Graf, wahrscheinlich im Brenz- und Augstgau, waltete, daß vor allem ULRICHS Mutter DIETPIRCH mit dem Schwabenherzog BURCHARD I. – vielleicht war sie des Herzogs Schwester – und so auch mit der berühmten Mutter der Königreiche, ADELHEID VON BURGUND, der Gemahlin OTTOS d. Gr., verwandt war. ULRICHS Vater HUPALD ist verhältnismäßig früh gestorben. Möglicherweise gehörte er jener Familie an, die durch den Wittislinger Goldschmuck des späten 7. Jahrhunderts berühmt geworden ist.

ULRICH wurde 890 in Augsburg geboren. Von Geschwistern melden die Quellen zwei Brüder und zwei Schwestern. Bald nach 900 brachten die Eltern den Knaben nach St. Gallen in die berühmte Klosterschule. Die Abtei wurde damals von dem herrschgewaltigen SALOMON III., der auch Bischof von Konstanz war, geleitet. Die Klosterschule stand ganz unter dem Einfluß des berühmten Lehrers und Dichters NOTKER des Stammlers, der seine Schüler mit den Geschichten um die Person des großen Kaisers KARL, mit seinen Tierschwänken und Fabeln erfreute, mit seinen Sequenzen erbaute und in des Wortes wahrstem Sinn begeisterte. Man kann sich den Einfluß der Klosterschule nicht tief genug vorstellen. Hier las man nicht nur in den Pergamenthandschriften, man wandelte es in Werke um, man

wurde durch die Liturgie der Mönche geformt, wuchs in die Verbundenheit mit dem Reich hinein, lernte feiern und fasten zu seiner Zeit, erlebte das Entstehen großer Werke, wurde so für Heiliges und Schönes zugleich geöffnet und fand gleichgesinnte Freunde für sein Leben.

Zum Fest des Klosterpatrons kam im Oktober 908 Bischof ADALBERO von Augsburg nach St. Gallen, machte große Stiftungen für Kirche und Kloster und blieb eine ganze Woche dort. Bei den Festlichkeiten mag er auch den jungen ULRICH, seinen Diözesanen, kennengelernt haben. Er nahm ihn mit, weihte ihn trotz seiner Jugend zum Priester und ernannte ihn zu seinem Kämmerer, der die Güter des Bistums zu verwalten hatte. Der Bischof selbst mußte doch in jener Zeit, in der ein Kind das Reich regierte (LUDWIG das KIND), am Königshofe tätig sein, um mit andern Freunden zu retten, was noch zu retten war. Vielleicht im Auftrag ADALBEROS reiste ULRICH im Frühjahr 909 nach Rom, kehrte aber, als die Nachricht vom Tode ADALBEROS eintraf, sofort nach dem Norden zurück. Dem Nachfolger ADALBEROS, dem Bischof HILTINE, wollte er nicht dienen, da dieser niederer Abstammung war als er selbst. Er ging nach Wittislingen, um für die verwitwete Mutter die Güter der Familie zu verwalten. An Familiensinn hat es ihm sein Leben lang nicht gefehlt. 14 Jahre lebte er so im täglichen Umgang mit den Pächtern und lernte die Nöte der Bauern und ihre Angst kennen, wenn die Ungarn immer wieder auf ihren windschnellen Pferden die Dörfer zerstörten und die Felder zerstampften. Selbst Augsburg wurde von ihnen verbrannt und das Reichsheer, das ihnen entgegenzog, geschlagen.

Der junge Priester sollte aber nicht sein ganzes Leben auf dem Dorfe zwischen Verwaltern, Pächtern und Bauern zubringen. In den aufgeregten Zeiten brauchte man jede zur Führung geeignete Kraft am rechten Platze. Als 919 in St. Gallen Abt SALOMON III. gestorben war, glaubten die Mönche des Klosters in dem ehemaligen Schüler den rechten Nachfolger zu finden, der dem Verstorbenen an Einsatzfreudigkeit, politischer Klugheit und Organisationsgabe gleichkäme. Man brauchte auch für das Kloster einen solchen Mann, war doch das alemannische Land erfüllt von Aufruhr und Streit um die Macht, die der König nicht zum Schutz des Reiches zu handhaben wußte. Von den Höhen der Alpenpässe führten die Araber ihre Angriffszüge, und vom Osten her drohten die wilden Heere der

Ungarn. ULRICH hatte die Verbindung mit St. Gallen nie aufgegeben. Bei einem Besuch dort besprach er sich mit der Klausnerin WIBORADA, die ihm vom Eintritt in St. Gallen abriet. Er war nicht zum Mönch geboren, so sehr er das Kloster und seine Liturgie liebte und das stille Werk in Schule und Schreibstube hochschätzte.

So mag er frohen Herzens zugesagt haben, als wenige Jahre später der nunmehrige Schwabenherzog BURCHARD, sein Verwandter, ihn zum Nachfolger des verstorbenen Augsburger Bischofs vorschlug. Wie dies im einzelnen zugegangen ist, läßt sich nicht mehr rekonstruieren. Aber dem Wunsch des mächtigen Herzogs konnten und wollten sich die Geistlichen des Augsburger Domes, zumal angesichts der Qualitäten des Vorgeschlagenen, nicht widersetzen. Sie schlugen ULRICH dem König HEINRICH I. zur Bestätigung vor. Nach der Sitte der Zeit dürfte ULRICH bei den Verhandlungen mit dem König von diesem den Hirtenstab und damit die Einsetzung erhalten haben. Bei der noch ungeschiedenen Einheit von Reich und Kirche nahm niemand Anstoß an dem, was man anderthalb Jahrhunderte später als Laieninvestitur so leidenschaftlich bekämpfte. Die Weihe empfing der Ernante wohl in der Weihnachtswoche 923 in Mainz. So war er vom ersten Tag an hineingenommen in das Gefüge des Reiches und seiner Kirche. Beiden diente er fast 50 Jahre in großartiger Treue.

Reichsdienst bedeutete damals Hof- und Kriegsdienst. Noch nicht so sehr unter HEINRICH I., dem «Vogler», dem ungesalbten König, dem «Schwert ohne Griff», wie ULRICH in einer Vision sein Regiment gesehen haben soll. Doch auch unter dem Sachsenherrscher erscheint ULRICH mit seinen Amtsbrüdern auf der Reichsversammlung und Synode von Erfurt, wo in gemeinsamer Sorge von Reich und Kirche nicht nur über die Einhaltung der Feiertage und die Disziplin im Klerus, sondern auch über die Zuwendung einer Steuer an die Kirchen zur Abwehr der Ungarn beschlossen wurde. Das mußte auch ein besonderes Anliegen des Augsburger Bischofs gewesen sein. Hatte er doch beim Antritt seines Amtes überall noch die Trümmer und verbrannten Reste als Zeugen des Ungarneinfalls von 917 vor Augen gehabt und im dritten Jahr seiner Regierung bereits wieder den Angriff der wilden Reiterscharen auf seine Bischofsstadt erlebt. Er hatte Augsburg gut darauf vorbereitet. Von Anfang an hatte er alles versucht, die Trümmer zu beseitigen, den Dom

zu erneuern, die Not des Volkes zu steuern und den Schutz der Stadt zu verstärken. Er verbesserte die Erdwerke und ließ die Tore befestigen und statt hölzerner Brustwehren Steinmauern errichten. So konnte Augsburg diesmal die Belagerung aushalten. Die Ungarn hielten sich nicht lange vor dem unerwarteten Widerstand auf und zogen weiter nach Westen, gefolgt von der Sorge ULRICHS um seine Schwester, die er im oberschwäbischen Stift Buchau wußte.

Für die kommenden Ungarnzüge sollte vorgesorgt werden. Doch bevor die Räuber aus dem Osten wieder heranstürmten, hatte sich die Friedensliebe des Bischofs zu bestätigen. Im Reich war auf den Vogler OTTO DER GROSSE gefolgt. Schon auf dem ersten Hoftag des neuen Herrschers in Magdeburg war ULRICH zugegen, wie er auch den König in Frankfurt aufsuchte, an der Synode von Ingelheim teilnahm, wo das deutsch-französische Verhältnis besprochen wurde, und 952 auf dem Lechfeld Zeuge der Unterwerfung des italienischen Königs BERENGAR wurde.

Nur ein Jahr später war es aber zu schweren innenpolitischen Auseinandersetzungen, eigentlich zum Bürgerkrieg gekommen. Um die Einheit des Reiches und die Stellung des Königs gegen die Familieninteressen der Stammesherzöge zu sichern, hatte OTTO die Herzogtümer den Angehörigen der eigenen Familie übertragen, von denen er sich Treue und Verständnis für die Anliegen des Reiches erwartete. Dazu hatte er auch den Bischöfen, da sie nicht für Nachkommen zu sorgen und immer den Blick mehr auf das Ganze und Große gerichtet hatten, Anteil an der Regierung gegeben. Er übertrug ihnen Herrschaftsrechte über ihre Bischofsstadt und das dem Domstift gehörende Gebiet, so daß sie bald weithin den weltlichen Großen gleichgestellt waren. So bestimmte OTTO für Schwaben LUDOLF, seinen Sohn aus erster Ehe, für Bayern seinen Bruder HEINRICH; seinem geistlichen Bruder BRUN übertrug er das Erzbistum Köln. In Augsburg hatte er an ULRICH, der ja mit seiner zweiten Gemahlin ADELHEID verwandt war, einen treuen Vasallen. Aber der Herzog von Schwaben glaubte seine Nachfolge im Reich durch die Kinder aus der zweiten Ehe seines Vaters gefährdet. Er empörte sich offen gegen OTTO und fand Bundesgenossen. Der Süden mindestens, Lothringen, Schwaben und Bayern, stand hinter ihm. Auch im Norden gärte es. Die Lage für den König war bedenklich. Zu dem kleinen Häuflein

Kupferdeckel des ULRICHSSARGES aus dem Jahr 1187. Diese Umrisszeichnung des Heiligen gehört (zusammen mit den Augsburger Prophetenfenstern) zu den eindrucksvollsten Bildern, die sich das Mittelalter vom Wesen eines Heiligen gemacht hat. Die Darstellung wird auch auf der Augsburger Ausstellung «Suevia Sacra» zu sehen sein. (Foto: Städt. Kunstsammlungen Augsburg.)

† S C S DALRIC EPC



seiner Getreuen gehörte ULRICH und sein Bruder DIETPALD, der Graf des Brenzgaues. Der Bischof bot seine Mannen auf und zog mit ihnen dem König und seinem Bruder, dem Bayernherzog, zu Hilfe, als sie LUDOLF in der Stadt Regensburg belagerten. Die Abwesenheit ULRICHS benützten bayerische Anhänger LUDOLFS zu einem Überfall auf Augsburg; sie plünderten die Stadt, nahmen die Mannen gefangen und schalteten über die Güter des Hochstiftes wie dessen Herrn. ULRICH kam zurück, glaubte sich aber in Augsburg nicht halten zu können, zog mit seinen wenigen Getreuen auf eine verlassene Burg bei Schwabmünchen, ließ diese befestigen und suchte durch Verhandlungen Zeit zu gewinnen. Aber im Februar 954 wurde er belagert. Die Rettung kam von einem Ersatzheer, mit dem sein Bruder und ein Graf von Marchtal heranrückten, die die Belagerer in die Flucht schlugen. ULRICH kehrte nach Augsburg zurück und zog jene zur Verantwortung, die sich am Besitz der Domkirche bereichert hatten. Nun rückte auch der König nach Schwaben. In der Gegend von Illertissen standen sich Vater und Sohn mit ihren Truppen gegenüber. Da legte sich ULRICH ins Mittel. Der Bischof erreichte im Verein mit seinem Amtsbruder von Chur wenn noch nicht den Frieden, so doch einen Waffenstillstand, auf den im Dezember des gleichen Jahres die Versöhnung zwischen Vater und Sohn und der Friede folgten. Es gibt kaum eine schönere und dem Amt des Bischofs angemessenere Aufgabe, als den Frieden zu vermitteln.

Es war höchste Zeit. Im Vertrauen auf die deutsche Zwietracht hatten die Ungarn zum Vernichtungszug nach dem Westen gerüstet. Im Sommer 955 kamen sie in ungezählten Reiterscharen. Man kann die Zahl von 100 000 Mann, die die Chronisten angeben, natürlich nicht nachprüfen. Sie verwüsteten Bayern, überschritten den Lech und schweiften bis zur Iller. Die Kirche St. Afra brannten sie nieder und schlossen Augsburg ein. ULRICH hatte die Stadt in Verteidigungszustand gesetzt und auch die Mannschaft aus dem Hochstift aufgeboten. Aber die Situation schien sehr bedrohlich, als die Ungarn zwei Tage lang in dichten Scharen die Mauern und besonders das Osttor der Stadt berannt. Den ULRICH dieser Augusttage des Jahres 955 kennt die ganze Welt. Hier hat er seinen festen Platz in ihrer Geschichte. Er ist die Seele der Verteidigung des Abendlandes gegen eine noch wilde, zerstörende Übermacht. Sein Biograph, der spätere Dompropst GERHARD, zeichnet ihn vor die Augen der Leser: Der 65jährige schwang sich aufs Pferd, mit der Stola angetan, ohne Schild, Panzer und Helm, wie es sich für den Priester geziemt, ritt er von Tor zu Tor, von einem Mauer-

werk zum andern, ermunterte seine Leute und teilte ihnen sein eigenes unerschütterliches Gottvertrauen mit. Ein moderner Historiker spricht von der Komik, wenn man diese Schilderung wörtlich nehme. ULRICH habe sich wohl auch nicht stärker zurückgehalten als einer seiner Amtsbrüder, der Bischof von Regensburg, dem in der Lechfeldschlacht ein Ohr abgehauen wurde. Aber es besteht kein Grund, an der Darstellung des jungen Biographen zu zweifeln. Jenes Jahrhundert war auch in Rom so kriegerisch eingestellt, daß man auf der Synode, die ULRICH aufgrund der verlesenen Lebensbeschreibung heilig sprach, kein Ärgernis daran genommen hätte, wenn auch der Bischof von Augsburg damals mit den Waffen in der Hand am Kampfe teilgenommen hätte.

In der Nacht wurden die Beschädigungen an den Schutzwehren ausgebessert, während der Bischof seine Gebete mit denen der nach Augsburg geflüchteten Ordensfrauen vereinte. Aber am folgenden Tag brachen die Ungarn plötzlich die Belagerung ab. Sie hatten von dem Heranrücken eines königlichen Heeres erfahren, dem sie in günstiger Stellung entgegentreten wollten. Der Bischof ließ wenige Stunden später auch die Verteidiger Augsburgs unter Führung seines Bruders DIETPALD ausrücken, dem König entgegen. Am 10. August, dem Fest des hl. Laurentius, kam es zur Schlacht auf dem Lechfeld, südlich von Augsburg. Die Ungarn wurden vernichtend geschlagen. Die Überlebenden suchten in wilder Flucht ihr Leben zu retten. Sie kehrten nie wieder zurück. Auch diesmal war ULRICH in der Stadt geblieben als Garant der Ordnung und Zuversicht. Der Sieg kostete aber auch schwere Opfer. ULRICHS Bruder und Neffe waren gefallen. Der König selbst, der am Abend in Augsburg einritt, suchte den Bischof zu trösten. Mindestens damals erhielt ULRICH das Recht, auf seinen Namen Münzen schlagen zu lassen. Noch sind solche ULRICHSDenare mit dem Namen des Bischofs und des Münzmeisters erhalten. Die wachsende Laurentiusverehrung im ganzen Reich war das liturgische Denkmal jenes großen Siegestages.

Nach der Rettung folgte die Wiederherstellung der zerstörten Kirchen und Klöster in der Diözese. Die Afrakirche wurde von dem Bischof wieder aufgebaut, drei Kirchen bei Benediktbeuren neu geweiht. Das Domkapitel, das durch die Plünderung seiner Güter hungern mußte, wurde von ihm unterhalten, die verheerten Güter des Hochstiftes in Ordnung gebracht, ein Hospital für 12 Arme errichtet und mit Einkünften ausgestattet. Die Friedensjahre sind in erster Linie dem priesterlichen Wirken im Bistum und darüber hinaus gewidmet. Wohl reiste



Tod des hl. ULRICH. Aus der sog. MEISTERLIN-Chronik von 1457.

ULRICH reitet mit einem Kleriker, der ihm den Bischofsstab trägt, durch einen Fluß (Lech?). Der Begleiter wird bis zum Gürtel durchnäßt, dem Heiligen benetzt das Wasser nicht einmal die Schuhe, trotzdem er auf einem kleineren Pferd sitzt. Abbildung aus einem Band des «Hirsauer Passionale», um 1150. Auch er wird in Augsburg zu sehen sein.



ULRICH wieder zu den Hoftagen nach Regensburg und an die Adria und wieder nach Ravenna, bis dem 80jährigen die Anstrengungen zu groß wurden und er den Kaiser bat, die ganze weltliche Verwaltung des Hochstiftes seinem Neffen ADALBERO zu übertragen. Diesen hatte er schon früher beauftragt, die Pflichten des Hochstiftes für Hof- und Kriegsdienst mit dem bischöflichen Aufgebot an seiner Stelle zu erfüllen. Geistliche Anregung holt sich der Praktiker, der ULRICH war, immer wieder bei den Mönchen und seinen Amtsbrüdern. Er reist nach St. Gallen, besucht Einsiedeln, pilgert nach St. Maurice, holt dort Reliquien, von denen er einen Teil auf der Reichenau als Gastgeschenk zurückläßt, den andern feierlich nach Augsburg einbringt. Mit den Nachbarbischöfen ist er gut befreundet. Dem Eichstätter rät er ab, die geplante Erweiterung des Domes durchzuführen; in Einsiedeln weiht er WOLFGANG, den späteren Bischof von Regensburg, zum Priester, mit KONRAD von Konstanz verbindet ihn eine herzliche Freundschaft. Er kommt in die Bischofsstädte nah und fern, bis nach Mainz und Halberstadt bei Gelegenheit der Weihe neuer Bischöfe oder der Beisetzung der toten Amtsbrüder. So wie er in Fulda die Königliche Kapelle weiht, so baut er in seiner Stadt neben dem Dom die Taufkirche zu Ehren des hl. Täufers, so stattet er in Augsburg bei der Stephanskirche ein Kanonissenstift reich aus. Die Urkunde darüber von 969 ist die älteste, im Original vorhandene Augsburger Bischofsurkunde.

Nebenher ging der bischöfliche Alltag, von seinem Biographen liebevoll geschildert. Wie sich da auf den regelmäßigen Visitationen des Bistums die ganze herrscherliche Autorität dieses fürstlichen Menschen im Erbarmen, Heilen und Dienen ihres Sinnes bewußt wurde (J. BERNHARD)! Wie er die Klöster und Stifte immer wieder auf die Höhe zu bringen wußte, sie sich vom Kaiser selber übertragen ließ auf kurze Zeit, um sie wohlgeordnet wieder zu entlassen, wie er in das Allgäu kommt, im Ochsenwagen die Gebirgstäler hinauffährt und dann in die letzten, abgelegensten Siedlungen hinaufsteigt, um zum Erstaunen der armen Leute ihre bescheidenen Kirchlein zu weihen, wie er den Vögten entgegentritt, um das Recht der Bauern und Pächter zu schützen, und wie sich edle Menschlichkeit und tiefe Frömmigkeit paaren, wenn der Bischof mit seinen Geistlichen jährlich zweimal die Synode abhält oder mit ihnen die Fastenzeit, die Karwoche und Ostern feiert.

GERHARD, der Biograph, hat es vielmals miterlebt: die Palmprozession mit dem hölzernen Palmesel, die ganze feierliche Liturgie des Gründonnerstags

mit seinen Weihen, das strenge Fasten und den Verzicht auf alle Geselligkeit am Karfreitag, die Zurüstung zum Ostertag und dann den festlichen, langersehnten Morgen. In Prozession holte der Bischof die Christusfigur aus der Kirche, in der das hl. Grab gebaut war, in den Dom zurück. Dann folgte das Hochamt mit der allgemeinen Kommunion der Gläubigen. Das Mittagsmahl wurde an drei geschmückten Tischen aufgetragen. An der ersten Tafel saß der Bischof mit denen, die er extra an seinen Tisch einlud. Die zweite Tafel war für die Domgeistlichkeit bestimmt, die dritte für die Herren von St. Afra. Nach dem Tischgebet verteilte ULRICH von dem «Geweiheten», Lammfleisch und Speck. Dann begann das eigentliche Essen. Auf ein bestimmtes Zeichen kamen Musiker herein und füllten den Saal. Sie trugen drei Weisen vor, erlesenes «Augsburger Tafelkonfekt». Bis zur Vesper tranken sich Bischof und Klerus dreimal unter dem Gesang eines Auferstehungsliedes die Osterminne zu, ein Brauch, der sich als ULRICHSMINNE noch lange erhielt. Das Fest klang am folgenden Tag aus mit der feierlichen Messe und der Spendung der Firmung in seiner Lieblingskirche St. Afra. Auch hier mag gegolten haben, was GERHARD bei anderer Gelegenheit schrieb: *Man schied froh von der Stätte dieses Gebers.*

Von einer edlen Nüchternheit war der Ausklang dieses Lebens. Der über 80 Jahre alte Bischof nahm 971 noch einmal die Strapazen einer Romfahrt auf sich, obwohl er tagtäglich die Abnahme seiner Kräfte spürte. *Er wollte sein Leben retten*, so biblisch umschreibt der Biograph den Sinn dieser Pilgerfahrt. Man mußte ihn auf einer Sänfte, die von Pferden getragen wurde, über die Alpen bringen. *Mit Hilfe Gottes und des Apostels Petrus kam er wohlbehalten in Rom an, wo er die zuvor gemachten Gelübde und Versprechungen mit großer Andacht erfüllte und die Gabe vieler Gnaden und reicher Vergebung empfing.* So der Biograph. Vom Nachfolger des Apostelfürsten ging es zum Kaiser. Begleitet von seinem Neffen ADALBERO, für dessen Heranbildung er trefflich gesorgt hatte, begegnete er in Ravenna OTTO d. Gr. und ADELHEID und bat, die weltliche Verwaltung des Hochstiftes an ADALBERO übertragen zu dürfen und seinen Neffen zum Nachfolger auf dem Bischofsstuhl zu bestellen. Beides gewährte der Kaiser; er entließ den Bittsteller mit reichen Geschenken und traf alle Maßnahmen für eine bequeme Heimreise ULRICHS. Der Greis suchte sein Amt in gute Hände weiterzugeben. Man mag hier von allzu gesteigertem Familiensinn des alten Mannes sprechen. Gottlob, daß der Biograph auch solche Schwächen nicht verschweigt und den Heiligen in

seinem Fehlen, Ringen und Wachsen bis in die letzten Lebenstage zeichnet!

Ein Jahr nach der Italienreise erscheinen ULRICH und ADALBERO auf der Synode von Ingelheim. Die Bischöfe stellen ihn zur Rede wegen der Regelung seiner Nachfolgeschafft. ULRICH bittet um die Erlaubnis, sein Leben in einem Kloster beschließen zu dürfen, und um die Bischofsweihe ADALBEROS. In einem kleinen Ausschuß wird ihm der Verstoß gegen das kirchliche Gesetz aufgezeigt. Es wird beschlossen, daß er weiter in seinem Amt zu bleiben habe. Ein halbes Jahr später stirbt ADALBERO eines plötzlichen Todes. Die Totenklage wird für ULRICH die Zeit der Gewissenserforschung und der Selbstanklage. Bald darauf meldet ein Bote den Tod des Kaisers. ULRICH begibt sich zu seinen Neffen, zuerst nach Wittislingen, um das Grab seiner Eltern durch einen Umbau der Kirche zu schützen, dann in die Gegend von Biberach. Er läßt sich ein Grab in St. Afra bereiten, bestimmt das Gewand, in dem er bestattet werden soll, schickt zum ersten Reichstag unter OTTO II. einen Neffen als seinen Vertreter nach Worms und wartet sehnsüchtig auf dessen Rückkehr. Dieser trifft ihn im Sterbekleid über der kreuzförmig gestreuten Asche auf dem Boden liegend. So verschied er am 4. Juli 973.

Bischof WOLFGANG von Regensburg, der vom Reichstag zurückreiste, kam gerade noch zur rechten Zeit, um seinen väterlichen Freund zu bestatten, nachdem die Frau eines Neffen noch ein in Wachs getränktes Tuch über das Gewand des Toten geworfen hatte. Über dem Grab wurde ein Teppich ausgebreitet und ein Ewiges Licht unterhalten. 20 Jahre nachher verlas der dritte Nachfolger in Augsburg ULRICHS Lebensbeschreibung vor der römischen Synode, und Papst JOHANN XV. verkündete die Heiligsprechung und ordnete die Feier seines Festes in der ganzen Kirche an – die erste Heiligsprechung, die durch die Autorität des Papstes erfolgte. St. Afra in Augsburg bekam den ULRICHSNAMEN hinzu. Benediktiner zogen dort ein. Als die Kirche St. Ulrich und Afra zwei Jahrhunderte später wiederaufgebaut werden mußte, übertrug BARBAROSSA mit drei Bischöfen die Gebeine ULRICHS in einem Sarg. Der Deckel des Sarges, der die eingeritzte Gestalt des großen herrscherlichen Menschen zeigt, wurde vor einem Jahrzehnt wiedergefunden.

ULRICH von Augsburg gehört einer uns fern und fremd gewordenen aristokratischen Zeit und Gesellschaft an. Ihm gelang die harmonische Überwindung des Zwiespaltes von Welt- und Gottesreich. Autorität war für diesen nach Blut und Gesinnung fürstlichen Menschen eine Selbstverständlichkeit. Aber ihr Geheimnis lag im Dienen.

Zur Ausstellung in Augsburg vom 30. Juni bis 16. September 1973

Die Kunst des frühen und hohen Mittelalters in Schwaben erfreut sich, spätestens seit der Romantik, allgemeinen Interesses, sogar besonderer Hochachtung. Anders als Barock und Rokoko, die sich für manchen Württemberger bis heute noch nicht völlig von dem Verdacht der Oberflächlichkeit oder Sinnestäuschung zu reinigen vermochten, steht der hohe geschichtliche und künstlerische Rang der mittelalterlichen Denkmäler außer Diskussion. Beweise dieser Beliebtheit sind nicht nur die zahllosen Besucher, die alljährlich zu den Kirchen, Klöstern und Burgen jener Zeit strömen, sondern auch die selbst vor Purifizierung und Rekonstruktionen nicht zurückschreckende Fürsorge um ihre Erhaltung, die breitgefächerte Literatur jeden Anspruchs und die Aufmerksamkeit der Kunstwissenschaft, die sich ebenso intensiv mit einzelnen Bauten wie der ganzen Epoche beschäftigt hat.

Eigenartig ist jedoch die Tatsache, daß sich dieses Bewußtsein hauptsächlich auf Denkmäler der Baukunst und die mit ihnen mehr oder minder fest verbundene Ausstattung, z. B. Wandmalereien, Bauornamentik, Portalplastik, Taufsteine oder Grabmäler konzentriert. Versucht man hingegen eine Vorstellung von den mobilen Kunstwerken der Frühzeit bis zum Ende der romanischen Stilepoche zu gewinnen, so droht die aufzählende Erinnerung schon nach wenigen Hauptwerken zu versagen. Mehr noch: Während die Kunstwissenschaft auf dem Gebiet der schwäbischen Architektur längst schon zusammengehörige Gruppen und Schulen unterscheidet, Entwicklungslinien herausarbeitet und stammesgebundene Stileigentümlichkeiten zu benennen vermag, sind unsere Kenntnisse auf den Gebieten der Buchmalerei, des Kunstgewerbes oder der Plastik allein schon durch die Streuung der Objekte über die halbe Welt hinweg behindert. Leicht zugänglich sind nur die in öffentlichen Museen bewahrten Stücke; schwieriger schon der private Besitz. Manches glänzt oder schlummert in den Sakristeien, anderes dient heute noch liturgischem Gebrauch. Die strengsten Grenzen sind der Besichtigung der Handschriften und ihren kostbaren Malereien gesetzt. Licht und Berührung bedrohen ihre Existenz ungleich unbarmherziger als bei anderen Kunstgattungen. Aus gutem Grunde versuchen die Bibliotheken, denen diese Schätze anvertraut sind, durch aufwendige Faksimileeditionen den Entzug der Originale für die Freunde der Buchmalerei wenigstens zu mildern.

Selbst die Wissenschaft bewegt sich bei diesen Schaffensbereichen auf schwankenderem Boden als mit der Baukunst. Wo sind die Produktionsstätten zu suchen: in den Klöstern, in den Städten? Welche Funktion übten die alten Bischofsstädte Konstanz oder Augsburg aus? Welche technisch-handwerklichen Voraussetzungen mußten gegeben sein, um an einem Orte bestimmte Kunstgattungen entstehen zu lassen? Gibt es – neben der selbstverständlichen Einbindung in den jeweiligen Zeitstil – eine landschaftlich bedingte Kontinuität, eine nachprüfbar und gültige Formel für einen landschafts- oder stammesgebundenen Stil etwa in der Buchmalerei? Inwieweit fand zwischen den einzelnen Kunstgattungen ein Austausch an Motiven, Formen, Erfahrungen statt? Was ist eindeutig als Import, was als autochthones Produkt zu bezeichnen? Welche Faktoren bestimmen den Wandel innerhalb des Lokaltyps? Daß eine Antwort auf solche Fragen, nicht weniger eine lebendigere Vorstellung der frühen Kunst in Schwaben durch eine – erstmalige – Zusammen- und Ausstellung der wichtigsten Originalwerke gefördert würde, war spätestens seit den *Ars Sacra*-Ausstellungen in Bern 1949 und München 1950 – unauslöschbare Offenbarungen für die Überlebenden des unvergeßbaren Krieges! – erwiesen. Andere Ausstellungen ähnlichen Themas, zuletzt die Rhein-Maas-Ausstellung in Köln und Brüssel 1972, bestätigten die Berechtigung solcher Vorhaben selbst in unserer Zeit, zugleich aber die außerordentlichen Anforderungen an Besucher wie Veranstalter, vor allem an die Kunstwerke selbst.

Das Projekt einer Ausstellung früher Kunst in Schwaben hatte mit zusätzlichen Schwierigkeiten zu rechnen, allein schon von der Wahl des Ausstellungsortes her. Welche Stadt durfte für eine Kunstlandschaft den Sprecher machen, deren Grenzen nicht einmal eindeutig fixiert sind und deren Gebiet – sofern man es mit dem einstigen Herzogtum Schwaben gleichsetzt – heute zu Österreich, der Schweiz, Frankreich, in Deutschland aber zu Baden-Württemberg und Bayern gehört? Könnte eine derartige Ausstellung nicht allzuleicht zu politischen Mißverständnissen führen? Müßte sie nicht, anstatt von einem der genannten Länder allein, besser als Gemeinschaftsveranstaltung geplant und verwirklicht werden?

Aber auch von der Praxis her drohten zahlreiche Hindernisse den Weg zu verstellen: Das generelle Ausleihverbot einer der wichtigsten Sammlungen,



Flechtwerkplatte aus Lauterach (bei Bregenz), um 800. (Foto: Städt. Kunstsammlungen Augsburg.)

der Stiftsbibliothek in St. Gallen, das Ausleihverbot des Schweizerischen Landesmuseums für alle farbig gefaßten Holzplastiken, der schlechte Erhaltungszustand gerade der wichtigsten Handschriften in amerikanischem Besitz, die konservatorischen Bedenken mehrerer Sammlungen gegen den Transport von Textilien – z. B. der Kaseln aus St. Blasien – oder von brüchigen Steinskulpturen. Jede Ausstellung schließt das Risiko einer Gefährdung der Kunstwerke ein, das auch durch die sorgsamsten Vorsichtsmaßnahmen nicht beseitigt werden kann, zumal nicht bei Kunstwerken solchen Ranges und Alters. Daß manche Kirche oder Bibliothek ihre berühmtesten Schätze während der Besuchersaison nicht gerne vermissen möchte, war ein nicht minder ernst zu nehmendes Argument der Absage. Wenn die Ausstellungsidee trotzdem in fast idealer Weise verwirklicht werden konnte, so verdankt sie

es dem Zusammentreffen einer Reihe günstiger Umstände. Anlaß war das Jubiläum des Augsburger Diözesanpatrons St. ULRICH, dessen Todestag sich 1973 zum 1000. Male jährt (s. Aufsatz von H. TÜCHLE in diesem Heft). Diözese und Stadt Augsburg waren sich darin einig, daß diese wahrhaft abendländische Persönlichkeit am würdigsten durch eine Ausstellung der sakralen Kunst Schwabens geehrt werden könnte, die mit ihm, wie zu zeigen ist, in besonderer Weise verbunden ist. Unabhängig davon bot die durch die rapide Umweltverschmutzung unaufschiebbar gewordene Restaurierung der fünf Augsburger Prophetenfenster die Möglichkeit, wenigstens drei von ihnen nach ihrer Wiederherstellung zur Besichtigung aus naher Distanz freizugeben. Die Bayerische Staatsbibliothek, die eines der Hauptwerke der Reichenauer Buchmalerei, das Evangelium Ortos III., für eine Faksimileedition zerlegen ließ,

erklärte sich bereit, sämtliche illuminierten Blätter zur Ausstellung zu geben, ehe die Handschrift wieder gebunden wird. Weitere Restaurierungsvorhaben an Handschriften, Reliquiaren, Kreuzen und Textilien, teils im Zusammenhang mit der Ausstellung, teils ohnedies beabsichtigt, erleichterten den Entschluß zur Ausleihung. Das Kruzifix aus Obermarchtal wird unmittelbar aus den Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege übernommen werden, das Freudenstädter Lesepult befindet sich zur Zeit zur technologischen Untersuchung im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart, die Bronzeportale des Augsburger Domes sollen vor der Ausstellung auf Maßnahmen gegen Korrosionsgefährdung hin geprüft werden. Bei Grabungen im Bereich des einstigen Klosters St. Ulrich und Afra waren zahlreiche Kunstgegenstände zutage gekommen, deren Auswertung gerade abgeschlossen ist und dank des Entgegenkommens der Bearbeiter in der Ausstellung erstmalig bekanntgemacht werden darf. Vor allem ist es der Bereitschaft namhafter Wissenschaftler wie HERMANN FILLITZ (Basel), GOTTFRIED FRENZEL (Nürnberg), HANNELORE MÜLLER (Augsburg), SIGRID MÜLLER-CHRISTENSEN (München), FLORENTINE MÜTHERICH (München), ALFRED SCHÄDLER (München), HERMANN TÜCHLE (München) und JOACHIM WERNER (München), die das Programm der Ausstellung festlegen halfen und die Bearbeitung des Katalogs übernahmen, zu verdanken, daß das Wagnis eines derartigen Unternehmens überhaupt eingegangen werden konnte.

In zahlreichen Sitzungen – die ersten Vorbereitungen begannen vor nahezu fünf Jahren – wurden zunächst der geographische und zeitliche Umriss der Ausstellung festgelegt. Der Begriff Schwaben steht hier für ein Gebiet, das im Norden durch die alte Stammes- und Sprachgrenze gegen Franken, im Westen durch den Schwarzwaldkamm, im Süden durch die schweizerischen Bodenseekantone Thurgau und St. Gallen, durch Vorarlberg und die Alpen, im Osten aber durch den Unterlauf des Lechs bzw. das schwäbisch-bayerische Mischgebiet bis zum Westufer des Ammersees, abgesteckt wird. Man kann also von dem schwäbischen Kernbestand der Diözesen Konstanz und Augsburg sprechen, ohne deren innerschweizerischen, oberrheinischen und altbayerischen Anteile. Die eindeutig fränkische Komburg im Würzburger Bistum blieb trotz ihrer Nähe zu Schwaben (und ihres reichen Denkmälerbestandes aus romanischer Zeit!) ausgeklammert, während das zum Bistum Speyer gehörige Hirsau als alt-schwäbische Gründung und Kristallisationskern schwäbischer Kunst aufgenommen wurde. Zweifels-

fälle zuungunsten dieser Definition zu entscheiden, fiel um so leichter, als aus den außer Diskussion stehenden Orten genug Kunstdenkmäler überkommen sind, um mehr als eine anspruchsvolle Ausstellung zu bestücken.

Die zeitlichen Grenzsteine bilden die Christianisierung der Alemannen und das Ende des Herzogtums Schwaben als politischer Einheit. Kunstgeschichtlich bedeutet dies die sechs Jahrhunderte zwischen den frühesten christlichen Kunstzeugnissen aus den alemannischen Reihengräbern des 7. Jh. und dem Beginn des gotischen Stiles in Schwaben gegen die Mitte des 13. Jh. Die Erweiterung des zeitlichen Rahmens in die vorkarolingische Epoche gründet sich auf die vielfältigen künstlerischen Beziehungen vornehmlich auf dem Gebiete der Ornamentik bis in das hohe Mittelalter hinein.

Aus diesem Bereich wurden in bewußter Beschränkung etwa 250 Werke ausgewählt. Dadurch soll dem Besucher die Besichtigung der Ausstellung in zumutbarer Zeit ermöglicht und dem einzelnen Gegenstand ein Höchstmaß an Wirkung gewährleistet werden. Obgleich von zahlreichen Objekten gute Kopien oder Faksimiles existieren, werden ausschließlich Originalarbeiten gezeigt: Hauptwerke der Bildhauerei, Buchmalerei, Goldschmiedekunst, Glasmalerei, Elfenbeinschnitzerei, Bronze- und Textilkunst sowie einige Glasgefäße. Im Mittelpunkt steht die Kunst der Klöster St. Gallen, Reichenau, Ellwangen, Ottobeuren, Füssen, Säckingen, St. Blasien, Hirsau, Zwiefalten, Schaffhausen, Rheinau, Weingarten, Salem sowie der Bischofsstädte Konstanz und Augsburg. Nicht nur die dort entstandenen oder dorthin lokalisierbaren Arbeiten werden herangezogen, sondern auch Importstücke, soweit sie sich nachweislich von Anfang an im Besitz der betreffenden Kirche, des Klosters oder Domstiftes befanden. Lediglich die wichtigsten Bauten sowie Beispiele der Wandmalerei und Bauplastik sollen – in getrennten Räumlichkeiten freilich – in Großfotos gezeigt werden, um dem Besucher eine Vorstellung des Zusammenhangs zu vermitteln, in den die ausgestellten Originale gehören. Die Leihgaben kommen aus Belgien, Deutschland, England, Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und den USA. Dankbar verdient die uneingeschränkte Unterstützung hervorgehoben zu werden, die das Ausstellungsvorhaben gerade in Baden-Württemberg gefunden hat. Daß Bundespräsident Dr. GUSTAV HEINEMANN und der International Council of Museums (ICOM) die Schirmherrschaft übernommen haben, bestätigt den wahrhaft übernationalen Rang dieser Ausstellung.

Für den Menschen unserer Tage bedeutet es eine

kaum zu bewältigende, neue Erfahrung, welchen Umfang und Rang die sakralen Werke im Kunstschaffen der Frühzeit einnehmen. Profanes Kunstgut, wie es sich seit der Gotik in reicher Zahl erhalten hat, kennen wir, in Schwaben jedenfalls, kaum. Der Klappspiegel von Bussen, den die Ausstellung als einzigen profanen Gegenstand zeigt, bestätigt in seiner Einmaligkeit die Regel. Dennoch gebietet es die Vorsicht zu fragen, ob dieses ungleiche Verhältnis einem tatsächlichen Übergewicht des sakralen Bereiches im Leben der damaligen Menschen entspricht oder ob die sakralen Gegenstände ihre Bewahrung und Pflege nicht in erster Linie außerkünstlerischen Umständen zu verdanken haben, während die profanen leichteren Herzens veräußert, verändert, eingeschmolzen oder beseitigt wurden. Die Berechtigung dieser Frage erhellt allein schon der Umstand, daß selbst aus dem Gebiet der sakralen Kunst sicherlich weniger Werktypen überkommen sind als ursprünglich vorhanden waren. Erhalten blieben vor allem Kruzifixe, Handschriften, Reliquiare sowie Reliquien oder Gegenstände, die als solche betrachtet wurden. Trotzdem vermag eine solche Erklärung allein nicht zu befriedigen, denn der Pietät vor dem Altehrwürdigen steht in der Geschichte der sakralen Kunst als die meist entscheidendere Kraft der Wille zur unaufhörlichen Aktualisierung des Überlieferten gegenüber. Vielleicht vermag die Ausstellung auch hierauf Auskunft zu geben.

Das Thema Christi des Gekreuzigten dominiert: mit Königskrone oder Dornenkrone, leidend oder herrschend, schwebend, stehend oder hängend am Balkenkreuz, als überlebensgroße Holzskulptur (Scheer a. D. bzw. Obermarchtal, Leuterschach, Wessobrunn, Ursberg), als schlichtes Altarkreuz aus Bronze (Amrichshausen, Eisenharz, Gornhofen, Tunau, Klagenfurt, Luzern usw.), als Vortragekreuz (Andechs, Berlin), mit Steinen verziert oder aus Gold gearbeitet (Augsburg, Villingen, Zwiefalten), als Motiv der Buchmalerei oder als Elfenbeinrelief auf einem Buchdeckel (Karlsruhe). Die Darstellung Christi als thronender Richter und als Weltenherrscher, die sich meist in den Bogenfeldern der Portale findet, ist in der Ausstellung durch eine der großen «Goldscheiben» vom Giebel des Konstanzer Münsters, eine kleine Tonplastik vom Giebel der Peterskirche in Augsburg, auf dem Buchdeckel aus Zwiefalten, als Elfenbeinrelief aus Darmstadt oder als massige Steinplastik aus dem Konstanzer Rosgartenmuseum vertreten. Demgegenüber treten die Madonna und die Heiligen zurück. Von den Aposteln der späten Wessobrunner Chorschranken, den Bistumspatronen PELAGIUS und KONRAD auf den

beiden andern Konstanzer Scheiben, einem Tympanon mit der Fußwaschung Petri aus dem Augsburger Ulrichskloster, Johannesfiguren aus Ebratzhofen und aus Oberegling abgesehen, konnten nur die Assistenzfiguren von Kreuzigungsgruppen in Bräunlingen, Ursberg, Bernbeuren dem Qualitätsanspruch der Ausstellung genügen. Die bedeutendste Schöpfung der Plastik ist ohne Zweifel das in der originalen farbigen Fassung erhaltene, wahrhaft sakrale Freudenstädter Leseputz, dem in dem Kruzifix aus Reichenau-Oberzell eine stilistisch verwandte Arbeit zugeordnet werden kann.

Ein einmaliges Erlebnis wird die Abteilung der Glasfenster vermitteln. Im Blickpunkt stehen die drei restaurierten Prophetenfenster aus dem Augsburger Dom. Dank ihrer farbigen Glut und der strengen Feierlichkeit des Ausdrucks dürfen sie als die ersten unter den erhaltenen monumentalen Glasmalereien Europas aus dem hohen Mittelalter ge-

Aus der Bronzetür des Augsburger Domes: Moses und die Schlange. (Foto: Bildarchiv Marburg.)





Bügel fibel aus dem Fürstengrab zu Wittislingen (bei Dillingen), 7. Jahrhundert. (Foto: Städt. Kunstsammlungen Augsburg.)

rühmt werden, sowohl hinsichtlich ihres Alters als auch ihrer Qualität. Zu ihnen gesellen sich aus späterer Zeit die Scheiben des Samsonfensters aus Alpirsbach sowie das Nikolausfenster aus Göfis in Vorarlberg.

Die Textilkunst kann aus konservatorischen Gründen hauptsächlich nur durch den freilich sehr reichen Bestand an kirchlichen Gewändern in Augsburg veranschaulicht werden. Die meisten verdanken ihre Erhaltung der Verbindung mit der Person des hl. ULRICHS. Das Fridolinsmünster in Säkingen und das Freiburger Augustinermuseum steuern Teile der Fridolinkasel bei, Ottobeuren leiht den Alexandermantel aus dem 6. oder 7. Jahrhundert, der Speyrer Dom ein Zingulum, das Kloster Andechs die sog. Stola des hl. ULRICHS. Meisterwerke früher Textilkunst sind der Gürtel der Kaiserin HEMMA für den Augs-

burger Bischof WITGAR oder die gestickten Bucheinbände aus der Stuttgarter Landesbibliothek.

Weshalb der Bestand der frühen Buchmalerei alle anderen Gebiete des Kunstschaffens in Schwaben an Zahl und guter Erhaltung, im Durchschnitt sogar an Qualität, übertrifft, sei hier nur als Frage aufgeworfen. Sicherlich stand dem Heiligen Buch, den Evangelien, Psalterien, Meßbüchern, Chroniken und Gebetsbüchern, ein hoher Rang in der Hierarchie des sakralen Gerätes zu. Auch die kostbaren Einbände, die manchmal sogar Reliquien enthielten, zeugen davon. Nie wieder aber in der Geschichte der abendländischen Kunst wurde auf ihre künstlerische Ausstattung soviel Wert gelegt wie damals. Die Skriptorien von St. Gallen, der Reichenau, Zwiefalten, Weingarten zählen zu den ersten ihrer Zeit. Die Klosterbibliotheken bergen Handschriften aus Italien, Frankreich, Flandern, Irland und England. Das Heilige Buch kann sogar die Funktion von Staatsgeschenken übernehmen, zählen doch Päpste, Kaiser und Fürsten zu den Auftraggebern.

Aus der Fülle der erhaltenen oder der für die Suevia Sacra ausgewählten Handschriften auch nur die bedeutendsten vorzustellen, würde zu weit führen. Die frühesten Beispiele stammen aus den Klöstern des Bodenseeraumes in St. Gallen und auf der Reichenau. Den Bibliotheken in Aachen, Basel, Innsbruck, Leiden und Mulhouse ist es zu verdanken, daß die Buchmalerei St. Gallens trotz des Ausleihverbotes der dortigen Stiftsbibliothek ihrem Range entsprechend gezeigt werden kann. Noch früher, in das Ende des 8. Jahrhunderts, werden die älteren Reichenauer Handschriften datiert. Das vorübergehend in Einzelblätter zerlegte Evangeliar OTTOS III. aus dem Bamberger Domschatz (jetzt Bayerische Staatsbibliothek München), eines der Hauptwerke Reichenauer Buchmalerei ihrer Blütezeit, wird wohl den Höhepunkt dieser Abteilung bilden. Weitere Reichenauer Handschriften und Einzelblätter kommen aus Augsburg, Berlin, Cividale, Cleveland, Darmstadt, Florenz, Heidelberg, Karlsruhe, Schaffhausen (mit einer Darstellung der Kaiserweihe!), Utrecht, Wien und Wolfenbüttel. Hirsau und Zwiefalten sind hauptsächlich durch die Bestände der Stuttgarter Landesbibliothek repräsentiert. Das Klosterreichenbacher Schenkungsbuch mit dem bekannten Bild WILHELMS von HIRSAU, das dreibändige Stuttgarter Passionale mit seinen phantasiereichen Federzeichnungen oder die von Kaiser HEINRICH IV. um 1075 an Hirsau geschenkte italienische Riesenbibel (München) beweisen die Unzertrennbarkeit von Kunst und Kirche selbst im Zentrum der asketischen Hirsauer Reform. Wie die Karlsruher Landesbibliothek vor allem Handschriften

aus Reichenau, so bewahrt und leiht die Fuldaer Landesbibliothek solche aus Weingarten oder die Heidelberger Universitätsbibliothek aus Salem. Auch die Skriptorien von Augsburg, Ottobeuren, Rheinau, St. Blasien sind in einzelnen Beispielen gegenwärtig gemacht.

Das Fortleben des Motivschatzes der Frühzeit durch die Jahrhunderte läßt sich am besten an den Werken der Metallkunst verfolgen. Nach Funktion und Auftrag bescheidener oder kostbarer ausgeführt, aus Gold, Silber, Kupfer, Bronze, Messing oder in Kombination verschiedener Materialien und Techniken gearbeitet, durch Edelsteine oder farbige Emailleinlagen ausgezeichnet, bietet das kirchliche Gerät das breiteste Spektrum künstlerischen Schaffens. Schon die Denkmäler des 7. Jahrhunderts, der Goldschmuck aus Wittislingen, die Goldblattkreuze und Kreuze auf den Schildbuckeln, die als Reliquienbehälter dienende Augsburger Gürtelschnalle oder die Riemenspange gleichen Zweckes aus Walda, das kleine Reliquiar aus Ennabeuren, meist Importstücke alemannischer Adelige aus Italien, dem Rheinland und Frankreich, vereinigen christliche Symbole mit heidnischen Tier- und Pflanzenmotiven. Die alemannischen Arbeiten des 8. Jahrhunderts, das Eucharistiekästchen aus Chur oder der Tragaltar aus Adelhausen, nähern sich in der zunehmenden Abstraktion des Dekors dem Ornament-schatz der Buchmalerei St. Gallens und der Reichenau. In den Prunkinitialen und den Zierleisten späterer Handschriften sollte dieses Formengut bis zum Ende des Mittelalters fortleben. Die Flechtbandsteine des 9. Jahrhunderts aus Hirsau, Westendorf, Augsburg und vor allem das Lebensbaum und Kreuz vereinigende Fragment einer großen Altarplatte (?) aus Lauterach übernehmen sie. Auch als Leuchterträger, Kreuzesfuß, Türklopfer, Wasserbehälter sind sie in den Dienst Gottes einbezogen.

Die menschliche Gestalt scheint in Schwaben verhältnismäßig spät für die Kunst bedeutsam geworden sein. Das eindrucksvollste Zeugnis bildet das Bronzeportal des Augsburger Domes aus der Mitte des 11. Jahrhunderts, das mit seiner sicheren Figurerdarstellung kaum zufällig die Erinnerung an antike Vorbilder wachruft. Auch das freilich ältere, wohl westfränkische Reliquienkästchen aus Ellwangen greift auf antikes Traditionsgut zurück. Der monumentale, mit Einzelfiguren oder figürlichen Szenen ausgestattete goldene Reliquienschrein, wie ihn vor allem das Rheinland bevorzugt, ist in Schwaben unbekannt. Selbst die Gebeine des hl. ULRICH, der zehn Jahre nach seinem Tode heiliggesprochen worden war, mußten sich 1187 mit einem schlichten, sargähnlichen Behältnis aus Kupfer begnügen. Die

auf dem Deckel eingeritzte und noch in den aufwendigeren Rokkosarkophag von 1762 pietätvoll übernommene Umrißzeichnung des Bischofs ULRICH gehört – mit den Prophetenfenstern – zu den eindrucksvollsten Bildern, die sich das Mittelalter vom Wesen eines Heiligen gemacht hat. Die folgenden Jahrhunderte leisteten sich zwar mit dem szenenreichen Reliquienkästchen aus Gruol, dem Mauritiusreliquiar von 1206 aus Rheinau in Gestalt eines Kopfes oder in dem Behältnis für das «Kostbarliche Heilige Gut», einem reliefgeschmückten Kästchen des Meisters KONRAD VON LINDAU VON 1203 zur Aufnahme einer wundertätigen Hostie, ebenfalls größeren Aufwand, doch die Zurückhaltung gegenüber dem Reliquienprunk anderer Kunstlandschaften oder späterer Schreine in Schwaben ist zu auffällig, um nicht wenigstens vermerkt zu werden. Selbst die ehemals zahlreichen Heiligkreuz- und Heiligblutreliquiare Schwabens (Donauwörth, Weingarten, Weissenau, Kaisheim) scheinen eher sparsam als reich gefaßt gewesen zu sein.

Ähnliches gilt für die Kelche, die – soweit erhalten – erst in spätromanischer Zeit, vor allem aber seit der frühen Gotik, die strenge Zweckform der Frühzeit aufgeben, überarbeiten oder durch eine zweite, kostbarere Fassung in ihrer Wirkung steigerten.

Die vielleicht größte Überraschung dieser Ausstellung ist die bislang unterschätzte Bedeutung Augsburgs, besonders aber seines Bischofs ULRICH, für die Geschichte der Kunst in Schwaben. Überblickt man die allein in Augsburg erhaltenen sakralen Kunstdenkmäler jener Jahrhunderte, so steht die Bischofsstadt nach Anzahl, Vielfalt und Qualität an der ersten Stelle der Kunststätten unseres Gebietes. Die frühchristlichen Heiligtümer, der romanische Kernbau des Domes mit seiner Krypta, dem Altarziporium, Bischofsthron, Bronzeportal und den fünf Prophetenfenstern, die im Maximilianmuseum aufbewahrten Schätze aus den Augsburger Kirchen, die neuerdings für Augsburg beanspruchten Handschriften, die spätromanische Hallenkirche St. Peter am Perlach mit ihren Freskoresten und der Majestas-Domini-Figur, die ULRICHsreliquien in St. Ulrich und Afra, das Ostensorium zum Wunderbarlichen Heilig Gut aus der Heilig-Kreuz-Kirche, die Ruine der St.-Godehards-Kapelle und das alte St.-Gallus-Kirchlein, die romanischen Turmunterbauten von St. Moritz und Hl. Kreuz – wo findet sich, unbeachtet des Reichtums an späterer Kunst – in Schwaben wieder ein ähnlicher Denkmälerbestand?

Diejenige Persönlichkeit aber, deren Name sich am unmittelbarsten mit der Kunstgeschichte Schwabens verbindet, ist der hl. ULRICH. Gewiß hat ihm seine ein halbes Jahrhundert ausfüllende Regierungszeit

genügend Möglichkeit dazu geboten, aber sowohl die zahlreichen mit ihm – zu Recht oder Unrecht – in Verbindung gebrachten Goldschmiedewerke, liturgischen Gewänder und Geräte als auch die von ihm gestifteten, erbauten, erneuerten oder geweihten Kirchen und Klöster bezeugen sein persönliches Engagement für die Kunst. Die Schriftquellen wissen sogar von goldenen Schreinen zu berichten, die er für die ihm geschenkten Heiligenreliquien anfertigen ließ, von volkstümlichen kirchlichen Gebräuchen wie dem Mitführen des Palmesels am Palmsonntag oder von feierlich begangenen Gottesdiensten und Prozessionen. Bedenkt man, daß jene alemannische Adelige UFFILAS, deren Grabbeigaben

aus dem 7. Jahrhundert in demselben Orte Wittlingen geborgen wurde, in dem die Gräber der Vorfahren ULRICHS lagen, und daß der Bischof HARTMANN VON Dillingen, der 1268 die entscheidenden bischöflichen Rechte an die selbständig gewordene Reichsstadt Augsburg abtreten mußte, der Letzte aus dem Stamme des heiligen ULRICH war, so wird offenbar, mit welchem Rechte diese erste und wohl einzige Ausstellung sakraler Kunst in Schwabens früher Zeit mit dem Jubiläum des großen schwäbischen Kirchen- und Reichsfürsten verbunden und der Ausstellung selbst der Titel SUEVIA SACRA verliehen werden durfte.

## Der «schwäbische Turnvater» Klumpp und sein ältester Turnverein in Hirsau

*Siegfried Greiner*

Vom 12. bis 17. Juni 1973 findet in Stuttgart das 21. Deutsche Turnfest statt. Es ist die zweite derartige Veranstaltung, die in der Landeshauptstadt durchgeführt wird<sup>1</sup>. Bei einem solchen Ereignis denkt man auch des großen Anteils, den mehrere Württemberger an der Ausgestaltung des Turnwesens und insbesondere an den Deutschen Turnfesten gehabt haben. Vor allem ist an THEODOR GEORGII (1826–1892) und an seinen Freund KARL KALLENBERG (1825–1900)<sup>2</sup> zu erinnern, die durch ihren berühmt gewordenen *Ruf zur Sammlung* aller Gleichgesinnten im Jahre 1860 das 1. Deutsche Turnfest in Coburg zustande brachten. Dort wurde die «Deutsche Turnerschaft» begründet, deren Vorsitz GEORGII 25 Jahre lang innehatte. Wohl kaum aber hätte dieser Esslinger Rechtsanwalt schon als Zwanzigjähriger eine führende Rolle bei den schwäbischen Turnern einnehmen können, wenn er nicht schon in früher Jugend in einer Schule aufgewachsen wäre, die *im Turnen, Fechten, Spielen und Wandern so bedeutende und bleibende Anregungen* gegeben hatte<sup>3</sup>. Es war die in Stetten i. R. begründete Reformschule, in der GEORGII als Siebenjähriger eingetreten war. Das geistige Haupt und der Mitbegründer dieser Anstalt war FRIEDRICH WILHELM KLUMPP (1790–1868), der *schwäbische Turnvater*. KLUMPP wiederum verkörpert ein halbes Jahrhundert württembergischer Turngeschichte: 1812 schloß er sich als Tübinger Stifter jener kleinen Studentengruppe an, die in Verbindung mit JAHN und FICHTE in Berlin Leibesübungen zur körperlichen

Ertüchtigung betrieben<sup>4</sup>; 1862 war er als Mitglied der Oberschulbehörde der Vorsitzende einer Kommission, die über System und Methode des Schulturnens zu beraten hatte. Ein wichtiges Ergebnis dabei war der Vorschlag, eine Turnlehrerbildungsanstalt zu gründen, die noch im selben Jahr in Stuttgart eröffnet wurde. Schließlich wurde 1864, im letzten Amtsjahr KLUMPPS, die württembergische Turnordnung für öffentliche Turnanstalten herausgegeben, womit das Unterrichtsfach Turnen endgültig seinen festen Platz in den Stundenplänen der Schulen bekam<sup>5</sup>. Doch nicht auf solche Leistungen KLUMPPS, die durch mancherlei Veröffentlichungen bekannt geworden sind, soll hier näher eingegangen werden, sondern es handelt sich um ein bis heute noch nicht geschriebenes Blatt der frühesten württembergischen Turnvereinsgeschichte, das hier vorgelegt werden kann.

Man schüttelt in der ersten Reaktion ungläubig den Kopf, wenn man vernimmt, daß in dem kleinen, etwa 350 Einwohner zählenden Hirsau im Jahre 1816 einer der frühesten oder wohl gar der erste bürgerliche Turnverein Württembergs entstanden sein soll. In diesem Ort existierten damals, gemeinderechtlich gesehen, gar keine Bürger, denn bis 1806 waren die Einwohner Klosterhintersassen und unmittelbar dem Klosteroberamtmannt unterstellt; erst 1820 ist durch die Wahl des Schultheißen und des Gemeinderats und schließlich 1830 durch den Gemeindebildungsvertrag eine bürgerliche Gemeinde entstanden. Will man aber andere Orte an-

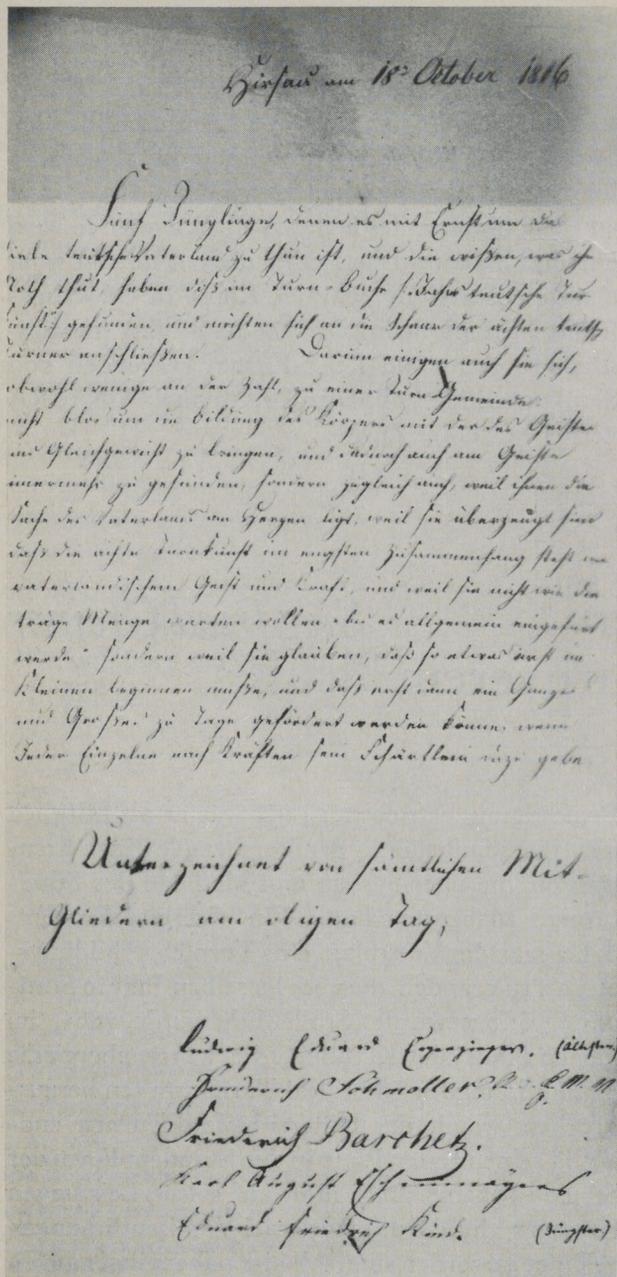


Abb. 1: Anfang und Ende der Hirsauer Vereinsatzung mit Unterschrift der fünf Mitglieder. Die Abkürzung hinter SCHMOLLER bedeutet: Ritter des Königl. Militär-Verdienst-Ordens.

führen, in denen das Turnen JAHNScher Prägung früh Wurzel geschlagen hat, so muß man neben den Universitätsstädten wie Leipzig, Jena, Tübingen große Gemeinwesen wie Hamburg und Mainz nennen; 1816 bzw. 1817 wurden in den beiden letzteren Turnvereine gegründet<sup>6</sup>; Stuttgart erhielt 1817 seinen ersten Turnplatz. Am 18. Oktober 1816, am dritten Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig<sup>7</sup>, trägt LUDWIG EDUARD ERGENZINGER (1795–1877) folgende Worte in das Hirsauer Turntagebuch ein<sup>8</sup> (Rechtschreibung und Zeichensetzung modern):

Fünf Jünglinge, denen es mit Ernst um das liebe deutsche Vaterland zu tun ist und die wissen, was ihm not tut, haben dies im Turnbuche, «Jahns deutsche Turnkunst», gefunden und möchten sich an die Schar der echten deutschen Turner anschließen. Darum einigen auch sie sich, obwohl wenige an der Zahl, zu einer Turn-Gemeinde, nicht bloß um die Bildung des Körpers mit der des Geistes ins Gleichgewicht zu bringen und dadurch auch am Geiste immer mehr zu gesunden, sondern zugleich auch, weil ihnen die Sache des Vaterlandes am Herzen liegt, weil sie überzeugt sind, daß die echte Turnkunst im engsten Zusammenhang steht mit vaterländischem Geist und Kraft und weil sie nicht wie die träge Menge warten wollen, «bis es allgemein eingeführt werde», sondern weil sie glauben, daß so etwas erst im kleinen beginnen müsse und daß erst dann ein Ganzes und Großes zutage gefördert werden könne, wenn jeder einzelne nach Kräften sein Scherflein dazu gebe.

Auch ihr Wahlspruch ist:  
 «Frisch, frei, fröhlich und fromm –  
 ist des Turners Reichtum.»

Es ist eindeutig: Das im Frühjahr 1816 erschienene Buch von FRIEDRICH LUDWIG JAHN und ERNST EISELEN: «Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung von Turnplätzen» gab den Anstoß zur Bildung dieser fünfköpfigen Turngemeinde. Nach dem oben angeführten Vorspruch folgen Gesetze und Ordnungen für diese Sache, die als *ein ernstes Werk* zu betreiben sei. Es finden sich Bestimmungen über die Behandlung der Geräte, das Verhalten auf dem Turnplatz und daß dieser nur in den Turnbeinkleidern zu betreten sei u. ä. Diese Bestimmungen sind wörtlich oder sinngemäß aus JAHNS «Turnkunst» übernommen.

Was aber in Hirsau aus eigener Vorstellung geschaffen werden mußte, waren die Gesetze, nach denen dieser Verein ins Leben treten und geleitet werden konnte. Denn JAHN sagt in seiner «Turnkunst» kein Wort dazu. Er hat ursprünglich an ein *Vereinswesen für das Turnen nicht gedacht*. Ihm schwebte der Gedanke eines öffentlichen Turnplatzes vor, der von den Gemeinden angelegt wird. Auch der kleinste Ort könnte und sollte, wenn er eine Schule hat, sich einen Turnplatz leisten ... Der Vorsteher einer solchen Turnanstalt sollte wohl ebenso von der Gemeinde gestellt werden, oder vielleicht glaubte er, daß dieses die selbstverständliche Pflicht eines Lehrers sei. JAHNS Turngesetze enthalten wichtige Anordnungen, aber keine, die

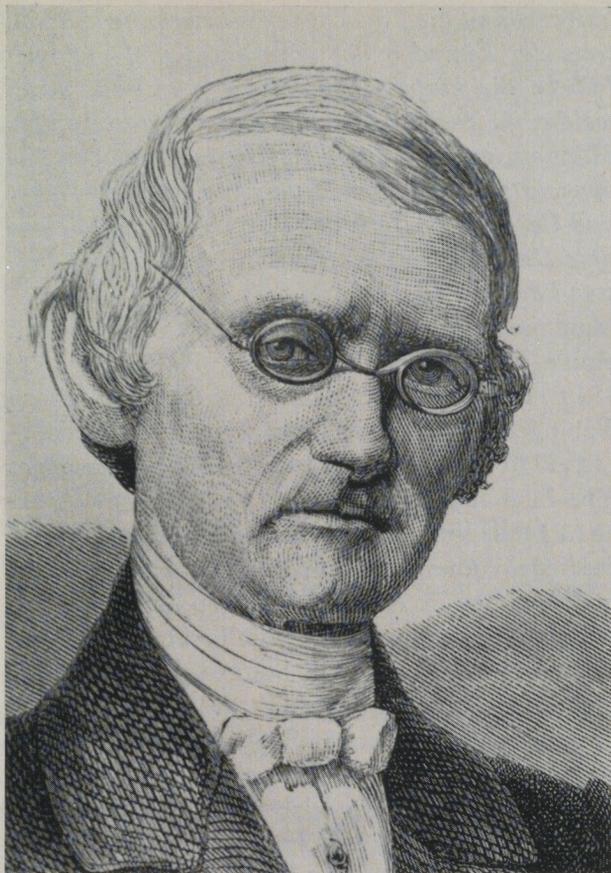


Abb. 2: FR. W. KLUMPP (1790–1868), der «schwäb. Turnvater», Mitbegründer des Hirsauer Turnvereins von 1816 und Verfasser der Vereinssatzung (Stich aus HIRSCH, Das gesamte Turnwesen, Band 2).

auf einen Verein und auf einen gewählten Vorstand schließen lassen<sup>9</sup>.

Wie füllten die Hirsauer diese Lücke aus? Es wurde bestimmt, daß der Älteste der Turnwart sein soll, der die Aufsicht über das Vollaufen der Gesetze und Ordnungen hat. Er legt die Übungen auf dem Turnplatz fest, verwaltet die Kasse, führt das Turntagebuch und vertritt den Verein nach außen. Er selbst steht natürlich unter dem Gesetz und dem einstimmigen Ausspruch der Gesellschaft. Er soll besonders in seinem Tadel vorsichtig sein, aber dafür auch nachsichtig beurteilt werden. Wer gegen ein Gesetz verstößt, soll vom Turnwart gerügt, bei größeren Fehlern soll bei Stimmeneinheit eine Strafe ausgesprochen werden. Die Aufnahme eines neuen Mitglieds kann erst dann geschehen, wenn dieses zuvor längere Zeit die Turnübungen verfolgt und wenn man sein Wesen und Leben beobachtet hat. Stimmeneinheit ist notwendig, damit ein neues Mitglied dem Verein beitreten kann, dieses bleibt kürzere oder längere Zeit *Lehrling*, bis dann wiederum Stimmeneinheit erforderlich ist, um diesen zum *Turner* aufrücken zu lassen. Alle Mitglieder

müssen jeden Sonntag 3 Kreuzer in die Kasse legen, um vorkommende gemeinschaftliche Ausgaben bestreiten zu können.

Im zweiten Teil unseres Buches, dem «Tagebuch» im engeren Sinn, heißt es:

*Nachdem alle sich mit Turnbeinkleidern und einigem Turngerät, als: Kletterstange, Kletterseil, Gere versehen und seit einigen Tagen vorläufig eingeübt haben, nehmen am Freitag, dem 18. Oktober, nach geschehener förmlicher Verbindung der Mitglieder durch die im Eingang verzeichnete Handlung, die Übungen ihren Anfang und bestehen im Gerwerfen nach einem Ziel, Klettern an der Stange und am Seil und im Schwingen.*

*Dem Herrn Kameralverwalter SCHMOLLER und seiner Gattin wird durch den Turnwart die Begründung der Turngemeinde, mittels Verlesung der Stiftungsurkunde, eröffnet und sie gebeten, den Turnern vorläufig und solange es ohne große Unbequemlichkeit und Nachteil geschehen könne, den Grasplatz im Schloßgarten und das Wagenhaus zu ihren*

Abb. 3: J. CHR. L. SCHMOLLER (1753–1822), Kameralverwalter in Hirsau, Vater des Turnwarts, Schwiegervater KLUMPPS, Förderer des Turnvereins (Sepiazeichnung im Besitz des Finanzamts Hirsau).



*Übungen einzuräumen, was sie auch, eingenommen von der guten Absicht der jungen Männer, gütig bewilligten.*

Der Kameralverwalter JOHANN CHRISTIAN LUDWIG SCHMOLLER (1753–1822) hatte demnach als Staatsbeamter den neugegründeten Verein zu genehmigen. Merkwürdig erscheint, daß seine Frau bei dieser Handlung ebenfalls anwesend war und daß sie – dem Wortlaut nach – die Überlassung eines staatlichen Grundstückes und eines Gebäudes mitgenehmigte.

Was anderen Turngruppen im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nur mit größter Anstrengung gelang oder auch, worum sie sich vergeblich mühten, das erreichten die Hirsauer ohne weiteres: Sie erhielten einen Turnplatz, der den von JAHN angegebenen Wünschen genau entsprach: *Jeder Turnplatz muß . . . eben sein, muß hoch liegen . . ., er muß fest sein, mit kurzem Rasen bedeckten Boden haben und mit Bäumen bestanden sein . . . Die beste Gestaltung ist ein Rechteck, das beinahe noch einmal so lang als breit*<sup>10</sup>. Alle diese Voraussetzungen hatte der Hof des ehemaligen herzoglichen Schlosses (30 × 15 m). In dem Wagenhaus wurde den Hirsauern ein Turngebäude überlassen, so daß sie auch im Winter, besonders am Schwingel (= Pferd) turnen konnten. JAHNS resignierende Feststellung: *Solange noch kein gehörig bedeckter Raum für Turnübungen ausgemittelt ist, wird die Turnkunst eine Art von Winterschlaf halten*<sup>11</sup>, hatte in Hirsau keine Gültigkeit.

SCHMOLLER stand den Bemühungen der Hirsauer Turner nicht nur wohlwollend duldend gegenüber, nein, er stiftete auch für die Übungen eine 10 m lange Leiter. Und *dieser fromme Biedermann aus der guten alten Zeit*<sup>12</sup> war der Schwiegervater FR. W. KLUMPPS. Damit aber tritt neben JAHN der wichtigste Anreger und geistige Vater dieser Turngemeinde auf den Plan, denn es heißt im Tagebuch zum 18. Oktober:

*Endlich wird noch beschlossen, dem Herrn Präzeptor von Leonberg, Magister KLUMPP, den einstimmigen warmen Dank der Turngemeinde abzustatten für den tätigen Anteil, den er an ihrer Begründung genommen hat; – denn er war es eigentlich, welcher durch seinen Rat die Wünsche der einzelnen zur Tat und zur Ausführung reifen machte, welcher die Grundlage der gesellschaftlichen Gesetze, wie sie nun bestimmt sind, entworfen und welcher durch sein eigenes Beispiel gezeigt hat, wie örtliche und persönliche Hindernisse durch ernsten beharrlichen Willen überstiegen werden müssen. Denn er – der Mann, der mit Gelehrsamkeit die deutscheste Jünglingskraft des Geistes in sich eint – läßt schon seit*

*längerer Zeit die Knaben, deren Erziehung er leitet, trotz der Einreden des vornehmen und geringen Pöbels, die körperlichen Übungen treiben, durch welche sie zu rüstigen, auf sich selbst stehenden Männern gebildet werden. Also ihm, dem von seinen württembergischen Mitbürgern als Bahnbrecher und Vorarbeiter Dank gebührt, sei auch der besondere Dank von uns mit der Bitte um ferneren Beistand dargebracht!*

Man muß annehmen, daß KLUMPPS Einfluß auf einige Jünglinge des Turnvereins bis in die Jahre 1810/11 zurückreicht. Denn er kehrte mit seinem Tübinger Stiftsfreund GUSTAV HEINRICH SCHMOLLER (1789–1867) immer wieder in dessen Elternhaus ein, fand dort seine Braut, amtierte im Winter 1813/14 als Vikar in der Nähe Hirsaus und machte fast jede Woche in dem ihm lieb gewordenen Klosterort einen Besuch. Als Präzeptor von Vaihingen/Enz heiratete er im August 1814 die Tochter des Kameralverwalters, CHARLOTTE SCHMOLLER (geb. 1791), und im Herbst 1816 wurde er Präzeptor in Leonberg. Schon in den ersten Studienjahren hatte sich KLUMPP eingehend mit Pädagogik beschäftigt. Als Lehrer und Erzieher zu wirken, war seit dieser Zeit sein brennender Wunsch. Er gehörte gleich seinem Freunde SCHMOLLER der geheimen Stiftsverbinding «Otahaiti» an, deren Mitglieder längere Zeit beabsichtigten, nach der fernen Südseeinsel dieses Namens (heute: Tahiti) auszuwandern, um dort *eine Freistätte zu suchen und einen platonischen Staat zu gründen*<sup>13</sup>. Gar manches, was in die «Hirsauer Turngesetze» eingegangen, stammt aus Theorie und Erfahrung KLUMPPS und seiner Freunde, die einst in jugendlichem Feuereifer einen idealen Staat zu schaffen wünschten. Es ist klar, daß KLUMPP, der schon früh *Sohnesrechte in der Familie* [SCHMOLLER] *erhielt*<sup>14</sup>, seine Neigungen als Lehrer und Erzieher auch den jüngeren Geschwistern seiner Braut zuwendete. Dazu gehörte FRIEDRICH, 1795 geboren, den er wohl als Fünfzehnjährigen kennenlernte. Dieser schlug dieselbe Laufbahn wie sein Vater ein, doch als 18jähriger Freiwilliger im Kampf gegen NAPOLEON, ausgezeichnet als Ritter des württembergischen Verdienstordens und persönlich geadelt, scheint dieser junge Mann ein echter Zögling aus der Schule KLUMPPS zu sein, *der besondere Aufmerksamkeit auf die körperliche Entwicklung legte*, dazu kam, nach seinen eigenen Worten: *Zugleich war es auch die nationale Richtung dabei, welche durch JAHN so kräftig angeregt, mich ganz besonders angesprochen und welche ich deswegen auch in meinem erziehenden Wirken fortwährend beachtet und mit verschiedenen Modifikationen angewendet habe*<sup>15</sup>. FRIEDRICH SCHMOLLER war nach dem Weg-

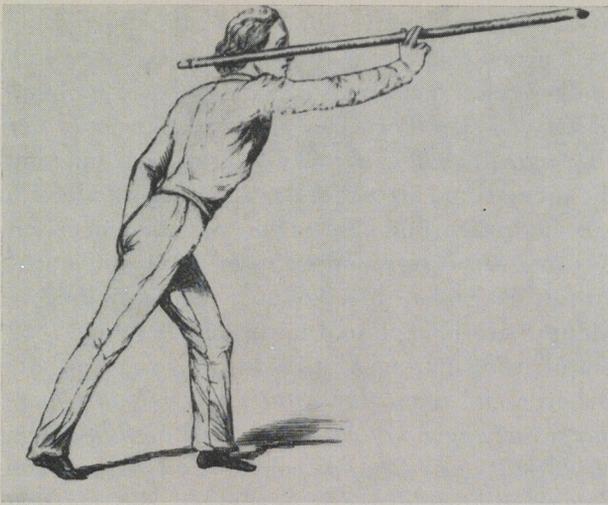
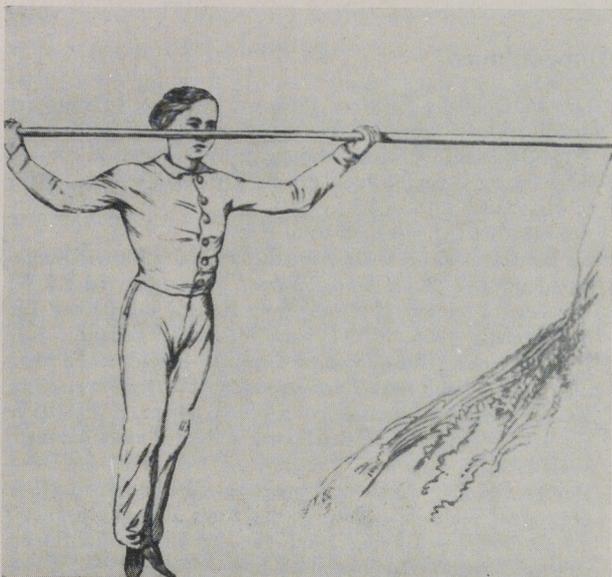


Abb. 4–6: Einige Turnübungen der Hirsauer Turner (nach KLOSS, Katechismus der Turnkunst, 1852): Übung mit dem Springstab, Gerwerfen, Klettern an der Stange und am Mast.

gang ERGENZINGERS von Hirsau der zweite Turnwart dieses Vereins, und er hat von Anfang an als Kriegsteilnehmer und Reserveleutnant eine besonders geachtete Stellung innegehabt.

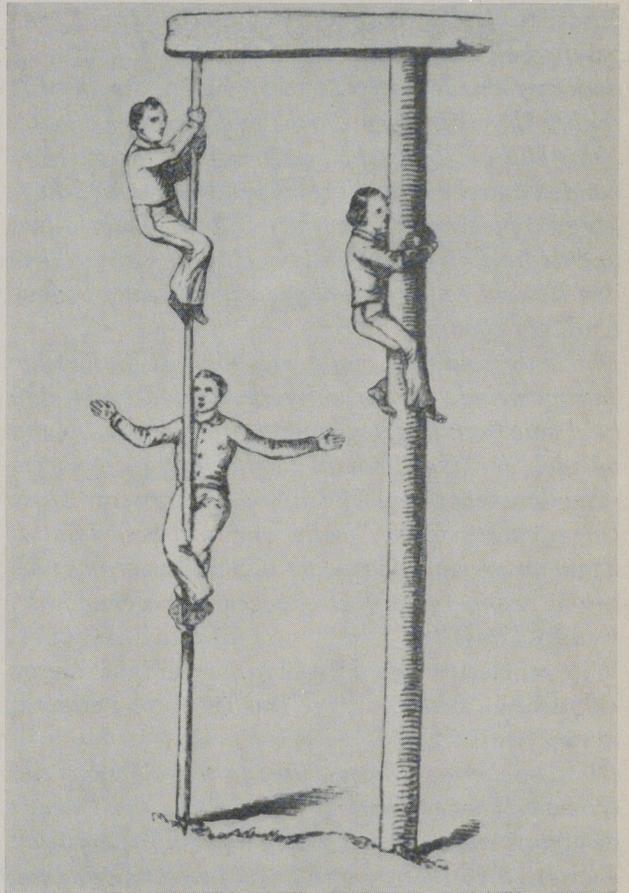
EDUARD FRIEDRICH KIND, 1799 geboren, der jüngste Turner, dürfte ebenfalls erzieherische Bemühungen KLUMPPS erfahren haben. Jener war der Sohn des Hirsauer Pfarrers BERNHARD FRIEDRICH KIND (1768–1845), der als Anhänger PESTALOZZIS auch ein praktischer und literarisch tätiger Pädagoge gewesen ist<sup>16</sup>. KLUMPP hat im Sommer 1813 kirchliche Amtshandlungen für KIND vorgenommen, was auf ein näheres Verhältnis zwischen den beiden schließen läßt<sup>17</sup>.

Die Turnübungen wurden in Hirsau viermal wöchentlich, jeweils einstündig durchgeführt: am Sonn-



tag nach dem Gottesdienst, am Montag, Donnerstag und Freitag. Bemerkenswerte Leistungen wurden im Tagebuch vermerkt, neu aufgenommene Übungen erwähnt. So heißt es etwa:

*Sonntag, den 3. November, erkletterten BARCHET und KIND zum erstenmal das 20 Fuß (5,75 m) lange Seil, ERGENZINGER tat dies schon einige Tage früher. – Am 10. November: ERGENZINGER klettert auf die Spitze des außer dem Boden 34 Fuß (9,75 m) hohen Masts. Derselbe, BARCHET und KIND erklettern das nun 27 Fuß (7,75 m) hoch gehängte Seil unabgesetzt ganz. – Den 27. Dezember wohnt v. SCHMOLLER das erstemal wieder den Übungen bei*



(er war einige Wochen lang in Leonberg bei seinem Schwager KLUMPP gewesen); ihre Zahl ist durch den neu angeschafften Schwingel (= Pferd) vermehrt.

Besondere Ereignisse, welche die Turnübungen unterbrachen oder ergänzten, sind ebenfalls festgehalten, z. B. der Bau einer neuen Rennbahn, welche vom 23.–28. April 1817 angelegt wurde, oder die Turnfahrt, die am Sonntag, dem 3. November 1816, von ein bis acht Uhr nachmittags auf die Burg Waldeck und nach Neubulach führte. Auch wenn nähere Angaben dazu fehlen, so darf man dieser Turnfahrt gewiß jenen historisch-romantischen Sinn

beimessen und JAHN zitieren, der sagt: *Schaut man von den alten Söllern der Burgen über Fels und Feld ins Freie und erblickt die umliegende Landschaft, so meint man Himmel und Erde mit der Ahnen Augen zu sehen*<sup>18</sup>.

Kurze Zeit nach Gründung des Hirsauer Turnvereins ist in Leonberg ebenfalls eine Turngesellschaft entstanden. Auch hier muß KLUMPP mitgewirkt haben, denn er hat als Präzeptor der Leonberger Lateinschule seit Herbst 1816 körperliche Übungen mit seinen Schülern durchgeführt und damit das Turnen in dieser Stadt zum erstenmal heimisch gemacht<sup>19</sup>. Durch eine schriftliche Eingabe des Hirsauer Turners BARCHET tritt der Leonberger auch in das Blickfeld des Hirsauer Vereins: *Die junge Turngesellschaft in Leonberg hat zu ihrer Einrichtung noch verschiedene Bedürfnisse nötig. Sie bestritt seither ihre Ausgaben durch jedesmalige Kollekte. Nun fühlt der Vorsteher, daß, wenn ein Fond vorhanden wäre, würde eine notwendige Herbeischaffung irgendeines Turngeräts nicht so schwerfallen, und dadurch in jedem Fall bei einer je einzutretenden Not ein Collect bei dem einzelnen nicht bedeutend sein können.*

*Der Unterzeichnete macht nun hiermit die hiesige Turngemeinde darauf aufmerksam und bittet, daß bald eine Beratung begonnen werden wolle, ob und wieviel der Gesellschaft zu Leonberg zu ihrem schneller emporkommenden Fond aus unserer Kasse beigesteuert werden wolle und welches Resultat dann unser Herr Turnwart v. SCHMOLLER persönlich in Leonberg der Kürze wegen besorgen möchte.*  
Den 21. April 1817 Mitglied BARCHET.

Wie reagierten die Hirsauer Turner auf diesen «Notschrei» aus Leonberg? Das Tagebuch vermerkt am 28. April:

*Die Leonberger Turngemeinde erhält von der Hirsauer Turngesellschaft auf Vortrag des Turners BARCHET und nach erfolgtem Beschluß sämtlicher Turner einen Beitrag von 2 Gulden zur Gründung ihrer Turnkasse, weil letztere es für Pflicht halten, jene so wie die Kunst überhaupt nach ihren Kräften zu unterstützen.*

Die Anfänge des Hirsauer Turnvereins und das Leben, das sich hier von Oktober 1816 bis Mai 1817 abgespielt hat, erschließt das Tagebuch; ihm ist auch eine genaue Aufstellung über Einnahmen und Ausgaben von Oktober 1816 bis August 1817 angefügt. Aber wir erfahren nichts über das Erlöschen des Vereins. War es so, daß der ursprüngliche Eifer erlahmte oder ging die Turngemeinde ein, weil sie schließlich nur noch drei Mitglieder zählte, was aus den Beiträgen ab 29. Juli zu entnehmen wäre; oder aber ist der Verein von Staats wegen lahmgelegt

worden? Zwar hat die württembergische Regierung das Turnen geduldet und auch gefördert, aber doch in der Weise, daß eine staatliche Aufsicht gewährleistet war. Die Form der «Turnanstalt» oder der «Turngesellschaft», der ein Lehrer vorstand und die jüngere und ältere Schüler vereinigte, findet sich z. B. in Stuttgart im Jahre 1817, vor allem aber seit KLUMPP als Gymnasialprofessor 1821 die Turnanstalt übernahm; hier konnten sich auch jüngere Männer anschließen und mitturnen. Als aber 1832 Statuten verfaßt und gedruckt wurden, griff die Behörde ein, denn *daß diese jungen Leute überhaupt Satzungen hatten, eine Gesellschaft bildeten, Wahlrecht ausübten, das konnte die Weisheit von damals nicht dulden. Die Satzungen, die gedruckt verteilt worden waren, wurden zurückverlangt*<sup>20</sup>.

Das Besondere in Hirsau ist aber gerade, daß sich hier eine Gesellschaft unabhängig von einer Schule und ohne die Vorstandschaft eines Lehrers gebildet hatte und daß ein Verein entstanden war, der seine Satzungen besaß, die von seinen Mitgliedern «hoch und heilig» gehalten wurden. Uns Heutigen mögen diese Gesetze für einen Verein als etwas Selbstverständliches und ihrem Inhalt nach harmlos erscheinen. Doch haftete damals einem solchen Zusammenschluß der Ruch des «Geheimbündlerischen» und des «Staatsgefährdenden» durchaus an.

In Württemberg entstanden solche Turnvereine wie der hier dargestellte erst seit den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts in größerer Zahl. Somit ist das kleine Häuflein der fünf Hirsauer Turner ein «frühes Samenkorn» der Turnvereinsbewegung gewesen<sup>21</sup>. Auch wenn es bald wieder abgestorben ist, so zeigt es doch in einer musterhaften Form Wesentliches, was die Turnvereine auch in der Folgezeit kennzeichnet.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Das 15. Deutsche Turnfest, 1933, war die erste in Stuttgart durchgeführte derartige Veranstaltung. Vgl. Fest-Zeitung – 15. Deutsches Turnfest – Stuttgart 1933, Nr. 1–15.

<sup>2</sup> Schwäbische Lebensbilder Bd. 2: TH. GEORGI, S. 183 ff.; K. KALLENBERG, S. 268 ff.

<sup>3</sup> Schwäbische Lebensbilder 2, S. 185.

<sup>4</sup> KLUMPP, Das Turnen, ein deutsch-nationales Entwicklungsmoment, 1842, S. 11. *Schwäbischer Turnvater* wird FR. W. KLUMPP in einem Nachruf der «Neuen Jahrbücher für Turnkunst», 1868, S. 247, von M. KLOSS genannt. Der Nachruf in der «Schwäbischen Chronik» bezeichnet KLUMPP als den *Begründer des Turnwesens in Württemberg*.

<sup>5</sup> FR. KESSLER, Das Schulturnen in Württemberg, 1896, S. 93 ff.

<sup>6</sup> C. DIEM, Weltgeschichte des Sports und der Leibesübungen, 1960, S. 933.

<sup>7</sup> Der 18. Oktober wurde auch sonst bei den Turnern festlich begangen; vielfach bildete er das Ende des «Turnjahrs», da geschlossene Übungsräume für die kältere Jahreszeit meist nicht zur Verfügung standen.

<sup>8</sup> Dieses handschriftliche Turntagebuch wurde 1972 im Antiquariatskatalog 331 von Müller und Gräff, Stuttgart, angeboten und von mir erworben. In wessen Besitz es von 1817–1972 gewesen, ist mir unbekannt. Das Tagebuch enthält 11 Seiten Satzungen; 5 Seiten Tagebuch vom 18. Okt. 1816 bis 31. Mai 1817; 3 Seiten Einnahmen und Ausgaben vom 19. Okt. 1816 bis 10. Aug. 1817.

<sup>9</sup> DIEM, Weltgesch. des Sports, S. 933.

<sup>10</sup> JAHN/EISELEN, Turnkunst, S. 188 f.

<sup>11</sup> Zitiert nach C. DIEM, Körpererziehung bei GOETHE, ein Quellenwerk zur Geschichte des Sports, 1948, S. 68.

<sup>12</sup> KLUMPP, Eine Selbstbiographie, 1838, S. 34.

<sup>13</sup> Ebenda S. 26. – Zu der «Otahaiti-Verbindung» vgl. M. LEUBE, Das Tübinger Stift 1770–1950, 1954, S. 152 f.

<sup>14</sup> KLUMPP, Selbstbiographie, S. 35.

<sup>15</sup> Ebenda S. 37 ff.

<sup>16</sup> KIND war 1797–1807 Präzeptor in Sulz/N. Seine pädagogischen Schriften: Beiträge zur Erziehung für deutsche Schullehrer oder Erinnerung für meine Zuhörer aus dem Lehrkurs 1811, 1812, ABC und erstes Lesebuch, 3. Aufl. 1828.

<sup>17</sup> Taufbuch Hirsau.

<sup>18</sup> Zitiert nach G. HIRSCH, Das gesamte Turnwesen, 1868 ff., Bd. 2, S. 268. – Daß die Hirsauer Turner dem Leben der Vergangenheit aufgeschlossen gegenüberstanden, bestätigt mittelbar das Amtsgrundbuch des Hirsauer Kameralamtes (heute Finanzamt) von 1819/20. Dort heißt es bei der Beschreibung der *Merkwürdigkeiten: Das Bruderhaus* (= Bruderhöhle, ehemalige Beghardenbehausung), *zu dem ein Weg vor ein paar Jahren* (gemacht wurde, und zwar) *durch beharrlichen Fleiß einiger lebensfroher Jünglinge, denen ihr wissenschaftlicher, namentlich durch Geschichtsstudium geweckter Sinn Interesse für diesen Platz einflößte...* Auch ohne Namensnennung dieser Jünglinge ist aus mehreren Gründen auf die Turner zu schließen.

<sup>19</sup> Leider konnte ich noch nicht feststellen, ob über die Gründung des Leonberger Vereins irgendwo etwas veröffentlicht wurde.

<sup>20</sup> O. ELBEN, Lebenserinnerungen, 1923, S. 14.

<sup>21</sup> Zu den Lebensläufen der Hirsauer Turner einige Daten, soweit diese nicht schon im Text genannt wurden. Die Daten sind den Hirsauer und anderen Kirchenbüchern und der Zeitung «Schwäbische Chronik» entnommen: L. ED. ERGENZINGER (1795–1877), geb. in Hausen/Zaber als Sohn des Pfarrers CHRISTOPH WILHELM E., jener starb in Stuttgart als pensionierter Präsident der Kgl. Hofdomänekammer. Am 7. April 1817 verließ E. Hirsau, wollte aber *Mitglied einer Gesellschaft bleiben, mit der er sich auf immer verbunden hat* (Turntagebuch). Sein Bruder, KARL FRIEDRICH, Pfarrer (1790–1833), heiratete 1819 WILHELMINE LUISE SCHMOLLER, Tochter des Hirsauer Kameralverwalters. – FR. v. SCHMOLLER (geb. 1795) 1822 Kameralverwalter in Merkingen, 1833 in Heilbronn. – FRIEDRICH BARCHET (1798–1864), Sohn des LUDWIG B., Chirurg in Möglingen, später in Oßweil; wohl auch Chirurg? – KARL AUGUST ESCHENMAYER (keine Daten aufzufinden), vielleicht ein Verwandter (Neffe?) des Trägers gleichen Namens (1768 bis 1852), des Professors für Philosophie in Tübingen. Jener war *zarten Körperbaus* und mußte sich im Dezember 1816 wieder von den Turnübungen zurückziehen. – ED. FR. KIND (geb. 1799) 1832 Revisor bei der Hofdomänekammer in Stuttgart, 1838 Hofkammerverwalter in Stammheim/Stgt., später Kameralverwalter in Maulbronn. – WILHELM FRIEDRICH DENZEL wurde am 1. April 1817 aufgenommen und *verpflichtete sich gegen die alten Turner durch Handschlag, Wort und jetzt hier durch Unterschrift zur genauen Befolgung aller Regeln, Gesetze und Bedingungen*. Über ihn sonst keine Daten aufzufinden.

Alle Reproduktionen vom Verfasser.

## Umweltschutz – mäßig aktiv

Willy Leygraf

Umweltschutz ist so modisch geworden, daß ihn sogar diejenigen zur Werbung benützen können, die ihn nötig machen: *Mehr Kilometer in reinerer Luft* oder *Sauber fährt weiter* heißt es vom Benzin – aber von seinem Bleigehalt wird in diesen Anzeigentexten nichts gesagt; in einem anderen wird als *Saubere Energie* angeboten, was anderswo mit viel Umweltbelastung in Wärme- und Atomkraftwerken erzeugt wird; ein «Umwelt-Journal» der chemischen Industrie zeigt deren Produktionsstätten in Reformküchen-Sauberkeit unter blitzblau poliertem Himmel.

Und so produziert auch das von Ministerpräsident HANS FILBINGER für 1973 ausgerufene Jahr des aktiven Umweltschutzes zunächst und vor allem Werbung – indem es etwa die Mitglieder der Regierung unter dem empfehlenden Kennwort Umweltschutz in die Presse und auf die Bildschirme bringt: Minister besichtigen Industriebetriebe, Kläranlagen, Autobahnbaustellen. Minister sprechen zu

Bürgern, nehmen an Podiumsdiskussionen teil. Minister beteiligen sich *selbst am Zusammensuchen des Unrats in den Wäldern* und helfen – ein Viertelstündchen – *beim Uerladen der gesammelten Gegenstände* (Pressemitteilung P 9026 – 1/188 des Kultusministeriums von Baden-Württemberg).

Wenn die Aktivitäten des obrigkeitlichen Umweltschutzes so sehr von den mehr überredenden als überzeugenden Erscheinungsformen der Werbung begleitet – wenn nicht gar bestimmt – werden, ist die kritische Aufmerksamkeit des Bürgers herausgefordert. Diese kritische Aufmerksamkeit wird zum skeptischen Vorbehalt, wenn man sieht, wie die Grenzen der Umweltschutzaktivitäten schon mit der Proklamation des aktiven Umweltschutzes sehr genau abgesteckt worden sind, so genau, daß man – je nach Standort und Interessenlage – mit zuversichtlicher oder resignierter Betonung sagen kann: Es wird schon nichts geschehen!

Auch in dieser Proklamation und auch im gemein-

samen Erlaß der Stuttgarter Ministerien für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt, für Inneres, für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung, für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr sowie für Kultus vom 12. März 1973 scheint Umweltschutz überwiegend im Abwehren und Vermindern oder im Reparieren von Schädigungen zu bestehen. Vom Verhindern ist wenig die Rede, zumindest nicht ohne die Einschränkung *weitgehend*. Man kuriert meist nur an Symptomen herum, ohne allzuviel nach Sitz und Art der eigentlichen Krankheit zu fragen oder gar diese selbst, d. h. also die Ursachen, die Wurzeln der Krankheit, anzugreifen.

Über diese Ursachen und Wurzeln wissen unsere Verantwortlichen wenig (sofern sie nicht mit Absicht ihr präziseres Wissen aus dem Spiel lassen). So macht man denn – als wollte man suggerieren, die ganze Misere sei Schicksal, unabwendbares Fatum, damit müsse man leben – die Menschheit verantwortlich für alle Belastungen und Schäden: *Die Menschheit baut immer breitere Straßen für immer mehr Autos, immer größere Kraftwerke für immer mehr Energieverbrauch und immer größere Flughäfen für immer schnellere Flugzeuge; sie produziert immer aufwendigere Verpackung für immer fragwürdiger Konsumgüter* ... Die Menschheit also ist an allem schuld, nicht etwa einzelne Menschen, einzelne Gruppen. Aber ehe man sich dann resignierend dem schnellen Tod durch diese schicksalhafte Umweltvergiftung anheimgibt, soll dann doch der einzelne selbst die Sache der Rettung in die Hand nehmen: in Form von *Omas Einkaufsnetz!* Ganz abgesehen davon, daß Polyäthylen-Beutel sich beim Verbrennen in Kohlendioxyd und Wasserdampf auflösen und auf geordneten Mülldeponien verrotten wie anderer Unrat auch – Hinweise und Aufforderungen dieser Art gibt es eine ganze Reihe, alle sind gleich fragwürdig: *die Anschaffung eines geräuschlosen Rasenmähers* fördert zwar die einschlägige Industrie, bedeutet aber eben nicht unbedingt weniger Lärmbelästigung, wenn man z. B. im Bereich des Echterdinger Flughafens oder auch nur – als Kirchheimer etwa – in Autobahnnahe wohnt. Aber auch der Autofahrer, der *den Motor seines Kraftfahrzeugs vor einer Bahnschranke oder in einem Verkehrstau abstellt, anstatt ihn gedankenlos im Leerlauf weiterlaufen zu lassen, verursacht nicht unbedingt weniger Luftverschmutzung*, als beim Wiederanlassen des Wagens und nachfolgendem Kavaliersstart entsteht. Derlei Hinweise und Aufforderungen sind wenig hilfreich: im Einzelfall ist ihr Nutzen zumindest umstritten, an die Wurzeln und Ursachen der Misere reichen sie nicht heran. Aber sie reden dem einzelnen Bürger ein, er selbst

habe ja alles in der Hand und auf jeden Fall die Schuld zu tragen; und also solle er schön still sein und nur ja nicht nach den großen Sündern, nach den wichtigen Schuldigen fragen.

Der kritisch aufmerksame Bürger läßt sich so nicht ins Bockshorn oder in die Zerknirschung über eigenes Verschulden jagen. Er stellt Fragen und verlangt Antwort. Zum Beispiel, warum denn *eine renommierte Wochenzeitung* nach Meinung von Ministerpräsident HANS FILBINGER *weit über das Ziel hinaus* geschossen hat, als sie über den Rhein geschrieben hat: *Bis zum Jahr 2000 schätzt man den Bedarf auf 17 Kernkraftwerke. Aus Europas größter Abwasserbrühe wird dann ein dampfender Sud, über dem ständig eine giftige Dunstglocke hängen wird. Jedes Kraftwerk wird den Rhein um 3° Celsius erwärmen.*

Der Bürger will wissen, warum denn z. B. (nach einem Bericht des «Spiegel») in einem bestimmten Industriebereich einer Jahresdividende von 300 Millionen Mark in fünf Jahren nur 200 Millionen Mark gegenüberstehen für die Beseitigung und Klärung von Abfällen. Warum (nach der gleichen Quelle) in einem Jahr 173 Millionen DM ausgegeben werden, um deutschen Hausfrauen weiszumachen, daß sie bestimmte Weißmacher brauchen – und das heißt in der Regel: stark phosphathaltige Waschmittel, obwohl es in der Schweiz längst phosphatarme und in Schweden phosphatfreie Waschmittel gibt. (Dabei hat ein in Stuttgart durchgeführter Test ergeben, daß 62% der beteiligten Hausfrauen keinen wesentlichen Unterschied zwischen den angepriesenen Superwaschkraften und den weniger umweltschädlichen Waschmitteln finden konnten!) Der Bürger will z. B. aber auch wissen, warum ein gemeinsamer Erlaß aller beteiligten Ministerien am 12. März 1973 endlich alle nachgeordneten Dienststellen und Behörden darauf hinweisen muß, daß bestehende Gesetze und geltendes Recht auch angewendet werden sollen. (Wurden sie bisher nicht? Nicht überall? Und mit Rücksicht auf wen hat man sie nicht immer angewendet?)

*Die Landesregierung*, sagte der Ministerpräsident, *wird mit dem Verursacherprinzip auf dem Gebiete der Abwasserbeseitigung ernst machen*. Doch man frohlocke nicht zu früh! Denn gleich heißt es weiter, man werde *Kläranlagen der Gemeinden nicht mehr in dem Umfange fördern wie bisher* ... *Auf den Bürger werden damit insgesamt höhere Abwassergebühren und Beiträge zukommen. Das ist unpopulär, aber unvermeidlich*. Wieder einmal liegt der Schwarze Peter beim kleinen Mann. Bei der Industrie dagegen wird man nicht so sehr *ernst machen* mit dem Verursacherprinzip, dort soll es nur Ein-

gang finden müssen. Mehr sei nicht drin. Wegen der Volkswirtschaft, und weil internationale Koordinationen fehlen. Nach einer Mitteilung des Statistischen Landesamtes Baden-Württemberg (Nr. 33/72 – 24. Februar 1973) werden 709 Millionen cbm oder 80% des gesamten Industrieabwassers unmittelbar ... in Gewässer oder in den Untergrund abgeleitet. Selbst wenn der Weg über eine öffentliche Kanalisation und Kläranlage gewählt wird, muß man mit der Cyanidvergiftung ganzer Flußläufe rechnen – und damit, daß der Schuldige nicht gefunden wird.

Aber wie aus der Proklamation des Ministerpräsidenten zu schließen ist: solche Anmerkungen wie die hier vorliegenden wollen den Umweltschutz ideologisieren, weil sie nämlich erkennbar machen, daß unser Wirtschafts- und Gesellschaftssystem diesen wie anderen Problemen nicht gewachsen ist. Die nicht minder ideologisch belastete Replik *In den sozialistischen Staaten ... sind die Umweltprobleme keineswegs geringer oder etwa besser gelöst. Die Wolga ist stark verschmutzt, der Baikalsee weitgehend tot ...* macht es sich allzu einfach: Als ob es bei der Lösung unserer Probleme im geringsten helfen könnte, wenn wir darauf hinweisen, daß es bei den anderen ebenfalls stinkt!

Wenn schon eine Verbindung von Umweltschutz und Ideologie festzustellen ist, dann dort, wo man sich nicht trennen mag von den herkömmlichen Wohlstands- und Wachstumsideologien. Denn da müßte man ja auf Ausweitung und Neuansiedlung von Industrie und auf Zuwachs bei der Gewerbesteuer verzichten, wenn eine weitere Belastung nicht mehr tragbar ist. Da müßte man den Standard einzelner und ganzer Gemeinden begrenzen; man müßte Profite abschöpfen, die auf Kosten der Umwelt erwirtschaftet werden.

Das konkrete Beispiel des Mittleren Neckarraumes macht es deutlich: Noch mehr Industrie und noch dichtere Besiedlung in diesem Raum würde eine Abwasserlast erbringen, für die der Vorfluter Neckar auf keinen Fall ausreicht. Der Bodensee-Neckar-Stollen soll die fehlende Wassermenge heranbringen. Dazu muß der Wasserstand des Bodensees reguliert werden. Wenn erst das Regulierwehr gebaut ist, wird die Schifffahrt nicht mehr vom Boden-

see fernzuhalten sein. Wenn der Bodensee Großschifffahrtsweg ist, werden sich in seinem Bereich Industrie und Siedlungen ausdehnen. Die bringen dann dem Bodensee eine so große Abwasserbelastung, daß er nicht mehr als Trinkwasserspeicher für Teile des Mittleren Neckarraumes dienen kann. Gibt es ein deutlicheres Beispiel für das, was man unter einem Teufelskreis versteht? Man kann sich angesichts dieses und anderer Wachstums-Teufelskreise nicht beschwichtigen lassen, etwa mit dem lapidaren Satz: *Die Forderung, das Wachstum radikal einzuschränken oder gar zu stoppen, ist aber Utopie.*

Ist es weniger Utopie, wenn gesagt wird, was die Menschheit hervorgebracht hat, könne man allein durch umweltfreundliches Verhalten einzelner wieder beseitigen? Ist es weniger utopisch, wenn man die einen als Ideologen, die anderen als Utopisten abtut – und dennoch die Zuversicht hat: *Der Mensch hat die Atombombe erfunden und damit die Möglichkeit geschaffen, sich selbst zu vernichten. Er hat den Atomkrieg bis heute vermieden. Nunmehr bedroht der Mensch die Umwelt, wiederum durch seine Erfindungen und Leistungen. Er ist dabei, zu erkennen, daß diese Gefahr zu einer Existenzfrage werden kann. Der Mensch wird, weil ihm keine andere Wahl bleibt, auch die Folgerungen aus dieser Erkenntnis ziehen und die Maßnahmen ergreifen, die erforderlich sind, um einer Zerstörung der Umwelt wirkungsvoll zu begegnen.*

Wer ist das: der Mensch? Nun, das sind wir. Die Bürger dieses Staates. Aber wenn wir Maßnahmen ergreifen sollen – selbst oder durch die von uns Gewählten in Parlament und Regierung, dann werden wir es nicht bei so wohlformulierten Überzeugungen belassen können. Wir werden konkrete Forderungen aufstellen und deren Verwirklichung erzwingen müssen. Mit allen demokratischen Mitteln. Wir werden – um des Überlebens willen – Eingriffe und Beschränkungen fordern, erzwingen und ertragen müssen.

Alle reden vom Umweltschutz. Wir auch. Wir meinen nur: es darf nicht länger beim Reden bleiben!

Nicht besonders bezeichnete Zitate stammen aus der Ansprache von Ministerpräsident Dr. HANS FILBINGER zum Jahr des Aktiven Umweltschutzes 1973 auf der Burg Hohenneuffen.

# Kopernikus und Süddeutschland

Wolfgang Irtenkauf

Wir schreiben das Jahr 1533. Papst PAUL III. hat eine kleine, illustre Gesellschaft in die vatikanischen Gärten geladen. Man will sich ganz zwanglos über etwas unterhalten, wofür sich Papst und Kardinäle nicht ganz für kompetent halten: ein neues astronomisches System soll im fernen Norden entdeckt worden sein. Berichterstatter in der Runde ist der päpstliche Haussekretär, ein junger, noch nicht einmal 30jähriger Deutscher, der im Kreis der doch schon recht angegrauten Kirchenfürsten seine Informationen ausbreiten darf. Es ist der um 1506 in Nellingen auf der Ulmer Alb geborene JOHANN ALBRECHT WIDMANNSTETTER, der zum erstenmal den Papst und seine Umgebung mit dem vertraut macht, was man später die Lehre des KOPERNIKUS genannt hat.

WIDMANNSTETTER, der Nellinger Bauernsohn, ist in der Nachwelt bekannt geworden als der Vater der syrischen Sprachforschung, nachdem ihn sein Lehrer REUCHLIN an der Tübinger Universität auf das Studium der alten Sprachen gelenkt hatte. Es ist ein steiler Aufstieg, den der junge Äbler in Italien macht: über den Dienst bei dem deutschen Kardinal und Erzbischof von Capua, NIKOLAUS VON SCHÖNBERG, rückt er zum Haussekretär beim Papst auf. WIDMANNSTETTER hat sicherlich – von der Sache her gesehen – kein Verhältnis zu astronomisch-mathematischen Problemen; diese lagen ihm und seinen sprachlichen Interessen fern, doch hat er mit dem Gespür für eine kommende, umwälzende Entwicklung das Zukunftsweisende in dem nur in Umrissen bekannten System des KOPERNIKUS erkannt. Vielleicht wollte er auch in einer Zeit, da Deutschland durch die Reformation in römischen Augen in Mißkredit geraten war, diesem pauschalen Vorurteil die Spitze abbrechen, wollte sagen: Seht, hier ist ein Deutscher oder ein Deutsch-Abstammender, der unserer Welt ein neues Verständnis schenkt. Und dann wollen wir nicht vergessen: KOPERNIKUS stand ja als Domherr in Frauenburg in kirchlich-katholischen Diensten, er war ja ein Sohn der Kirche.

Wir können nicht mehr abmessen, welche Auswirkungen dieses Gespräch in den vatikanischen Gärten gehabt hat. WIDMANNSTETTER wurde für seine offensichtlich gründliche Arbeit mit einer griechischen Handschrift belohnt, die ihm der Papst geschenkt hat. Drei Jahre später – und hier darf man einen Zusammenhang herstellen – ersucht dann der schon erwähnte Kardinal SCHÖNBERG den KOPERNIKUS im Auftrag des Papstes um eine Abschrift seiner

Lebensarbeit, was insofern bei KOPERNIKUS auf eine Schwierigkeit stößt, weil er ja noch keine Zeile über seine Entdeckungen und Beobachtungen publiziert hat. Ein scheuer Versuch, im Jahre 1514 einige Freunde und Sachverständige mit ersten Ergebnissen bekanntzumachen, war offenbar gescheitert, so daß KOPERNIKUS seit dieser Zeit überhaupt nicht mehr in die Öffentlichkeit trat.

Jetzt, 22 Jahre später, sah der Domherr und Astronom die Möglichkeit vor sich, einen neuen Anlauf in der Sache zu machen. So entstand – und das dürfen wir als eine späte Frucht der WIDMANNSTETTERschen Bemühungen ansehen – die Niederschrift von KOPERNIKUS' Hauptwerk *De revolutionibus orbium coelestium*, das Papst PAUL III. gewidmet ist: *Wenn mich nicht alles täuscht, so schreibt KOPERNIKUS, scheint mir, daß diese meine Arbeit auch dem kirchlichen Gemeinwesen, dessen höchste Regierung in Deinen Händen ist, von Nutzen sein wird.*

Wir sind hier an einer Stelle angelangt, wo wir sagen müssen, daß KOPERNIKUS, der in Thorn geboren und in Frauenburg in Ostpreußen gestorben ist, ohne die Hilfe seiner süddeutschen Freunde vielleicht überhaupt nicht mehr zur zusammenfassenden Darstellung seiner heliozentrischen Lehre gekommen wäre. Es ist wirklich erstaunlich und für die KOPERNIKUS-Forschung immer noch ein Rätsel, warum dieser Mann im Grunde so wenig für die Veröffentlichung seiner Lebensarbeit getan hat. Gewiß, Reformation und Bauernkrieg brachten in Deutschland andere Probleme mit sich, ob da unser Planet Mittelpunkt sei oder nicht, war eine zweitrangige Frage. Doch die Unruhe wuchs eigentlich mehr infolge des Schweigens von KOPERNIKUS, da ja Gerüchte, Hypothesen, Verdrehungen mehr Schaden anrichten können als die Klarstellung dessen, was einer will. So schrieb z. B. der in Lindau geborene Arzt ACHILLES PIRMIN GASSER von einem *völlig einzigartigen und göttlichen Werk*, er sprach dem KOPERNIKUS eine *herkulische, ja atlantische Arbeitskraft* zu – und dies alles aufgrund der Darstellung eines Mannes, der aus Vorarlberg aufbrach, um an Ort und Stelle bei KOPERNIKUS die volle Wahrheit zu erfahren. Es ist der aus Feldkirch gebürtige GEORG JOACHIM RHETIKUS, der KOPERNIKUS nicht nur wie seinen Lehrer, sondern wie seinen Vater verehrt hat.

GEORG JOACHIM RHETIKUS wurde 1514 in Feldkirch geboren. Mit 22 Jahren wurde ihm der Lehrstuhl für Mathematik und Astronomie an der zentralen

Universität für die deutsche Reformation, Wittenberg, übertragen, ein kometengleicher Aufstieg! Doch schon nach sechs Jahren akademischer Lehrtätigkeit zog es RHETIKUS in die gelehrte Welt hinaus, vor allem wollte er sich Gewißheit verschaffen, was KOPERNIKUS wirklich gefunden hatte. Sorgsam wurde diese Reise vorbereitet, indem RHETIKUS sich allen Fachgelehrten vorher bekannt machte, darunter auch in Tübingen PHILIPP IMSER, dem Nachfolger des JOHANNES STÖFFLER, der in seinem Geburtsort Justingen auf der Münsinger Alb auch die Pfarrei versehen hatte. STÖFFLER hatte u. a. auch einen Himmelsglobus verfertigt, er war also firm in der Wissenschaft der Astronomie. Unter denen, die zu STÖFFLERS Füßen in seiner späteren Tübinger Professorenzeit saßen, war auch MELANCHTHON. STÖFFLER war auch, wie KOPERNIKUS, um die Korrektur des bisherigen Weltbildes bemüht, doch drang er lange nicht so weit vor wie dieser. 1531 war STÖFFLER in Blaubeuren gestorben, wenige Jahre später suchte RHETIKUS bei STÖFFLERS Nachfolger zu erfahren, wieweit denn STÖFFLER in seinen Beobachtungen vorgedrungen war. Mit allen diesen Antworten versehen, reiste RHETIKUS in den für damalige Verhältnisse hohen Norden, wo er im Frühjahr 1539 eintraf, um dort monatelang in enger Verbindung mit KOPERNIKUS zu leben.

Aus dieser Frauenburger Zeit der Jahre 1539 und 1540 stammt die eigentliche Tat des GEORG JOACHIM RHETIKUS. Er sah ja, wie KOPERNIKUS schwankte, die Öffentlichkeit mied und immer noch nicht daran dachte, die Unklarheiten durch eine eigene Darstellung zu beseitigen. So schrieb er – wörtlich – eine *erste Erzählung*, die *Narratio prima*, über die neue Lehre des KOPERNIKUS. Und hier setzt nun, drei Jahre vor des KOPERNIKUS' Tod, die eigentliche Problematik ein. Denn aufgrund dieses Buches formierte sich eine Welt gegen KOPERNIKUS, angeführt von MARTIN LUTHER, der angeblich gesagt haben soll: *Der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umkehren*. RHETIKUS hatte die brennende Fackel in das ruhende Öl geworfen, der Weltbrand war die Folge.

So war die 1. Auflage dieser *Ersten Erzählung* des RHETIKUS eigentlich ein Auslöser. Eine 2. Auflage betrieb der schon erwähnte Lindauer und spätere Augsburger Stadtarzt GASSER, nachdem sich – man darf es zusammenfassend sagen – die übrige Fachwelt von KOPERNIKUS abgewandt hatte. GASSER schreibt darüber: *Das Buch stimmt nicht mit der bisherigen Lehrmeinung überein und man möchte meinen, daß es nicht nur mit einem einzigen Satz den gebräuchlichen Schulmeinungen entgegengesetzt und, wie die Mönche sagen, ketzerisch ist. Gleich-*

*wohl enthält es offensichtlich die Wiederherstellung einer neuen und wahren Astronomie, ja sogar deren Wiedergeburt, namentlich weil es über solche Fragen klare Entscheidungssätze in die Debatte wirft, über die bekanntlich nicht nur die gelehrtesten Mathematiker, sondern auch die größten Philosophen überall auf der Erde lange und leidenschaftlich diskutiert haben.*

Die Reaktion der gelehrten Welt auf des RHETIKUS' Buch hat wohl in KOPERNIKUS die letzte Scheu vor einer eigenen Darstellung beseitigt. Jetzt war er gezwungen, einzugreifen, authentisch zu sagen, wie er das meine und beweise und welche Folgerungen daraus abzuleiten seien. Freilich, RHETIKUS war nicht mehr an seiner Seite, oft und oft hatte die Universität den jungen Mathematiklehrer zur Rückkehr gemahnt, außerdem hatte er einen Ruf an die Universität Leipzig erhalten, den er auch annahm. Gezwungen, nun Stellung zu nehmen, zu bekennen, haben auch andere Freunde den schweigenden Astronomen, wobei für uns sehr wichtig ist, daß der Graben, der Protestantismus und Katholizismus so tief in jenen Jahren geschieden hat, überhaupt für diese wissenschaftlichen Auseinandersetzungen keine Rolle gespielt hat. RHETIKUS, im katholischen Feldkirch aufgewachsen, war früh zur neuen Lehre gestoßen, weshalb er ja auch nach Wittenberg berufen wurde. Der Mann, der nun ein weiteres und letztes Mal zum auslösenden Moment wird, ist gar der Reformator Nürnbergs gewesen: ANDREAS OSIANDER. Er war 1498 in dem mittelfränkischen Städtchen Gunzenhausen unweit vom Hesselberg geboren worden, hatte mit JOHANNES BRENZ die Brandenburgisch-Nürnbergische Kirchenordnung verfaßt. In diesen Jahren wird ANDREAS OSIANDER in Nürnberg sein Sohn LUKAS geboren, der als führender Theologe und Kirchenlieddichter in Württemberg die nachreformatorische Zeit entscheidend mitbeeinflussen sollte.

Dieser Nürnberger Reformator hatte, nachdem er das Werk des RHETIKUS las, KOPERNIKUS brieflich um Veröffentlichung gebeten. Daran knüpfte sich eine starke Verbindung zu KOPERNIKUS in dessen drei letzten Lebensjahren. Schließlich war die Arbeit *De revolutionibus* druckreif geworden. RHETIKUS war das Manuskript anvertraut, das dieser in eine Nürnberger Druckerei gab. Im November 1542 konnte RHETIKUS, der dringend an der Universität Leipzig gebraucht wurde, die Drucklegung nicht mehr weiter beaufsichtigen, weshalb er sie an OSIANDER abgab. Im April 1543 war der Druck beendet, KOPERNIKUS konnte an seinem Todestag, dem 24. Mai 1543, noch ein Exemplar in Händen halten.

Und hier beginnt nun das eigentliche Drama. AN-

ANDREAS OSIANDER hatte den Titel schon durch einen Zusatz abgeschwächt, denn KOPERNIKUS wollte ihn lapidar *De revolutionibus* (Über die Revolutionen) fassen, OSIANDER setzte hinzu *orbium coelestium*, also: Über die Revolutionen der himmlischen Welt. Des KOPERNIKUS Einleitung zum 1. Buch hatte er gestrichen, dafür aber, ohne sich als Verfasser zu nennen, eine Vorrede eingefügt, die der Leser als das eigentliche Vorwort des KOPERNIKUS ansehen mußte. Darin heißt es, die Aufgabe des Astronomen sei die exakte Beobachtung der Himmelsbewegungen. Darum müßten alle Astronomen mit Hypothesen arbeiten, nach denen man die Bewegungen berechnen könne. Der Astronom werde dann nach der Annahme greifen, welche die richtigste Berechnung ermögliche, der Philosoph jedoch mehr nach der Übereinstimmung mit der Wahrheit fragen. Darüber aber – und das ist der fundamentale Satz – könne niemand etwas Verbindliches aussagen, es sei ihm denn von Gott geoffenbart.

Damit waren die *Wahrheiten*, die KOPERNIKUS erkannt hatte, in das diffuse Licht der Wahrscheinlichkeit zurückversetzt worden. Der unbefangene Leser mußte annehmen, KOPERNIKUS habe sich – sozusagen vor seiner eigenen Courage fürchtend – von der Verbindlichkeit seiner Beobachtungen distanziert. Der Kulmer Bischof TIEDEMANN GIESE, ein Freund des KOPERNIKUS, der so auf den Ausgleich zwischen den Konfessionen bedacht war, schrieb damals: *Den Schmerz über den Verlust des großen Mannes hätte ich durch Lesung des Buches, das mir ihn lebend wieder vorzuführen schien, ausgleichen können; aber gleich im Eingang bemerkte ich die Untreue und Ruchlosigkeit des Druckers. Wer möchte nicht ergrimmen über eine so große, unter dem Schutze des Vertrauens begangene Schandtat? Damit aber derjenige, der sich so durch fremden Betrug hat bestechen lassen, nicht straflos ausgehe, habe ich an den Senat in Nürnberg geschrieben und in dem Schreiben angegeben, was meines Erachtens notwendig ist, um das Vertrauen zu dem Verfasser herzustellen.* Und doch beschleicht uns ein Unbehagen, wenn wir jetzt sagen müßten: Auf der einen Seite steht der jüngere, fast schon fanatisch anmutende RHETIKUS, der wissen muß, wie dieses Welt-system künftig zu betrachten ist, auf der anderen Seite steht der Mann der Kirche, der aus theologischen Gründen die verbindliche Aussage des großen Schweigers aus Frauenburg umbiegt, ja verfälscht (Romanautoren deuten zuweilen den Tod des KOPERNIKUS als Folge eines Herzversagens aufgrund einer Lektüre der ersten Korrekturfahnen mit der OSIANDERSCHEN Vorrede). In Wirklichkeit sind sol-

che Betrachtungen Klischees. Vor allem bei OSIANDER spürt man in seinem Verhalten, daß er etwas bezwecken will. Doch ist es wahr, daß da einer aus der Ecke der damals allmächtigen Theologenschaft einem Wahrheitssucher das Kreuz brechen will?

Wir können dieses Verhalten nur anhand des Zusammenspiels der geistigen Kräfte der damaligen Zeit recht verstehen. Der Papst wollte wissen, was KOPERNIKUS entdeckt hat, dazu hat ihn ja WIDMANNSTETTER animiert. Im Protestantismus tut man sich da schwerer, mit den Gerüchten und halben Wahrheiten um KOPERNIKUS fertigzuwerden. PHILIPP MELANCHTHON, gebürtig aus Bretten und in Tübingen u. a. auch bei JOHANN STÖFFLER erzogen, der «Praeceptor Germaniae», der Lehrer und Erzieher des evangelischen Deutschlands, spürt, daß das einheitliche Weltbild, der «Ordo» des Mittelalters nicht nur durch die Berechnungen und Beobachtungen des KOPERNIKUS, sondern auch durch das Weltbild der Renaissance in Erschütterung geraten ist. MELANCHTHON versteht nicht, wie eine naturwissenschaftliche Entdeckung von diesem Rang und Gewicht mit dem biblischen Weltbild in Einklang zu bringen ist. Vor allem – und das ist ein tief mittelalterlicher Zug bei diesem Reformator – müssen seiner Meinung nach alle Entdeckungen in eine Harmonie mit der Bibel gebracht werden, sie dürfen, falls sie dagegenstehen, nur eine Hypothese, nur eine wissenschaftliche Annahme sein. *Ein frommer Sinn soll die von Gott geoffenbarte Wahrheit ehrfurchtsvoll annehmen, sich damit zufriedengeben und dem Gott Dank sagen, der in den Herzen der Menschen ein Licht anzündet und erhält.* Soweit MELANCHTHON.

Dieser schwere religiöse Konflikt, in den KOPERNIKUS den MELANCHTHON hineinreißt, sieht der Reformator als eine Sklaverei des Menschen gegenüber den Naturgesetzen an, der wir nicht mehr entfliehen können. Dem ANDREAS OSIANDER kann diese heftige Abneigung des MELANCHTHON nicht verborgen geblieben sein. Wenn er sich der damit hervorgerufenen negativen Konsequenzen für die Ausbreitung der protestantischen Lehre bewußt war, mußte er versuchen, jede Kampfsituation zu vermeiden. Was aber lag näher, als eben diese neue Lehre von Sonne und Erde nicht als letzte Wahrheit, sondern als Hypothese, als Annahme, darzustellen? Nur so konnte der Protestant OSIANDER KOPERNIKUS für die protestantische Welt «retten»! Vielleicht lassen sich auf solchem Hintergrund andere Urteile treffen als sie bislang üblich waren.

# Die Grävenitz und der Reutlinger Scharfrichter

Paul Schwarz

Den Scharfrichtern ist man wegen ihres unheimlichen Gewerbes immer aus dem Weg gegangen und hat sie fast in keiner Stadt als Vollbürger zugelassen. Einen noch schlimmeren Ruf hatten die sogenannten Klee- und Wasenmeister oder auch Abdecker, die das verendete Vieh zur Verwertung aufbereiteten (Häute für die Gerber, Klauen und Knochen für die Leimsieder) und beseitigten. Weil diese Leute zu keinem ehrlichen Handwerk zugelassen worden sind – ihre Ehrlichsprechung und die ihrer Söhne durch die kaiserlichen Hofpfalzgrafen wurde von den Zünften nur widerwillig beachtet –, hat sich ihr Beruf notgedrungen immer weiter vererbt, und auch ihre Frauen fanden sie nur in ihrem Kreis. Ein Beispiel dafür ist die Scharfrichter- und Kleemeisterfamilie DEIGENTÄSCH, die im 17./18. Jahrhundert in Reutlingen, Ulm, Esslingen, Calw, Geislingen, Tettngang, Balingen und Freiburg (Schweiz) nachzuweisen ist. Durch ihre Berufsausübung hatten sie gewisse anatomische und auch in den einzelnen Familien geheimgehaltene und vererbte medizinische Kenntnisse. Das veranlaßte die meist abergläubische Bevölkerung, ihnen ihre Tränklein, denen oft körperliche Substanzen von Erhängten zur größeren Heilkraft beigemischt waren, gegen gutes Geld abzukaufen. Daß man den Scharfrichtern aber auch zauberische Kräfte zutraute, geht aus einem im Reutlinger Stadtarchiv befindlichen Protokoll vom 22. September 1716 hervor.

Als Ankläger tritt der Balingen Kleemeister JOHANN DEIGENTÄSCH auf, von dem sein beklagter Bruder, der Reutlinger Scharfrichter FRIEDRICH DEIGENTÄSCH, allerdings behauptet: *Er wisse wohl, daß sein Bruder nicht sein guter Freund sei und ihm auch keinen Maien stecke, weil er ihm zu seinem Vagantenleben nicht helfen wolle; deshalb werde er jetzt allerhand gegen ihn ausgeben wollen.* Der Balingen DEIGENTÄSCH berichtet nun: Als der Herzog von Württemberg nun in Tübingen mit der Frau von GRÄVENITZ sich aufgehalten habe und man diese gern wieder vom Hof entfernt gehabt hätte, sei er von Balingen zu seinem Bruder nach Reutlingen heruntergekommen.

Herzog EBERHARD LUDWIG von Württemberg war ja bekanntlich verheiratet mit der Markgräfin JOHANNA ELISABETH von BADEN-DURLACH, die KARL PFAFF als eine gute, aber trübselige Frau, voll Aberglauben, Eigensinn und Eifersucht schildert, die weder durch geistige noch durch körperliche Reize ihren Gemahl zu fesseln vermocht habe. So habe

dieser, voll Jugendkraft, Lust und Sinnlichkeit, anderwärts Zerstreung und Vergnügen gesucht. Diese Situation hat die intrigante, aus Mecklenburg stammende CHRISTIANE WILHELMINE VON GRÄVENITZ genützt. Sie hat es verstanden, den Herzog an sich zu fesseln und ihn seiner rechtmäßig angetrauten Gemahlin zu entfremden. Der Herzog ist sogar so weit gegangen, daß er sich 1707 mit der GRÄVENITZ auf dem sogenannten Neuhaus bei Mühlen am Neckar heimlich trauen lassen. Auf den energischen Protest der Familie der Herzogin und anderer deutscher Fürsten – vom Kaiser drohte sogar eine Anklage wegen Bigamie – ist diese Trauung dann wieder rückgängig gemacht worden. Da hat JOHANN HEINRICH SCHÜTZ, damals Agent der Hansestädte in Wien, den ziemlich bejahrten und verschuldeten böhmischen Grafen JOHANN FRANZ FERDINAND VON WÜRZEN und FREUDENTHAL veranlaßt, daß er gegen entsprechende Zahlungen eine Scheinehe mit der GRÄVENITZ einging. Als dieser Graf dann zum Landhofmeister ernannt wurde, hatte die GRÄVENITZ als nunmehrige Landhofmeisterin und Gräfin von WÜRZEN wieder ungehinderten Zutritt zum württembergischen Hof. Sie nützte diesen zu einer zwei Jahrzehnte langen schamlosen Ausbeute des ganzen Herzogtums Württemberg aus. In jenen Jahren, nach der illegalen Heirat mit Herzog EBERHARD LUDWIG oder nach dem Abschluß ihrer Scheinehe mit dem Grafen von WÜRZEN, muß sich die Reutlinger Geschichte zugetragen haben.

Nach dem Reutlinger Protokoll war der Schwiegervater der Reutlinger Scharfrichterin, JOHANN GEORG KUISL, Scharfrichter von Wettenhausen (bei Günzburg, Herrschaft Pappenheim), in Reutlingen zu Besuch und hat Kleidungsstücke von der GRÄVENITZ, ein Paar Pantoffeln, ein Paar Strümpfe, ein Hemd, worinnen ihre menses gewesen, mitgebracht. Diese Stücke haben ihm zwei Geistliche von Stuttgart mit dem Bemerken übergeben, er solle damit etwas machen, wodurch die GRÄVENITZ aus dem Wege geräumt werde. Als Belohnung hat er im voraus 40 Reichstaler erhalten, die er mit seinem Schwiegersohn, dem Reutlinger DEIGENTÄSCH, geteilt hat. Nach anfänglichem Leugnen gesteht dann dieser: Die Kleidungsstücke seien ihnen durch die Vermittlung eines Gardereiters, der seinen Schwiegervater gekannt habe, durch den damaligen Küchenmeister GLASER und den gewesenen Pfarrherrn zu Hausen an der Lauchert übergeben worden. Die Sachen seien dann unter dem Holderstock gleich vor seinem

Haus, der andere Teil im Totengarten begraben worden; wohin wisse er nicht. Der Totengräber werde auch nichts davon wissen, weil man über die Mauer in den Totengarten habe hineingehen können.

Der Balinger DEIGENTÄSCH fährt nun in seinem Bericht fort: Weil er nun gehört, daß die Frau von GRÄVENITZ allschon in der dritten Woche gleichsam an ihrem Leibe zu faulen beginne, sei er auf den Gedanken gekommen, ob nicht dieses die Ursache sei. Er habe die Sache dem Beichtvater seines Bruders, dem Diakon ENSLIN, eröffnet. Dieser habe ihm aber gesagt, er könne sein Beichtkind wohl darüber zur Rede stellen, daß die Sachen aber wieder aus der Erde kämen, dazu könne er nicht helfen. Der Balinger DEIGENTÄSCH hat nun aus dem Grund Anzeige beim Reutlinger Amtsbürgermeister erstattet, weil er glaubte, daß mit dem Faulen der Kleidungsstücke in der Erde die Fäulnis auch an der Person ausgebrochen sei.

Was die Reutlinger in dieser diffizilen Sache unternehmen haben, ist nicht überliefert. An den Stuttgarter Hof ist die Angelegenheit sicher nicht berichtet worden, weil man da ja mit allerhand Weiterungen

hätte rechnen müssen. Gegen die GRÄVENITZ hat der Reutlinger Zauber auch nicht gewirkt. Der schon eingangs zitierte PFAFF meint: *Erst, als ungeachtet aller angewendeten Mittel die Reize der nun bald fünfzigjährigen Gräfin verwelkten, als die Gebrechen des Alters sich bei ihr einstellten . . ., ist EBERHARD LUDWIG ihrer überdrüssig geworden.*

Anlaß zu ihrer Verhaftung und Ausweisung im Jahr 1731 gab übrigens auch ein von ihr beabsichtigter Liebeszauber! Sie schrieb an einen Kammerdiener, er solle ihr von des Herzogs Blut verschaffen. Dieser zeigte den Brief seinem Herrn, der sie dann durch den Oberst STREITHORST mit etlichen Husaren in Freudenthal verhaften ließ. Ihren Lebensabend hat die große Kurtisane unter dem Schutz des Preußenkönigs in Berlin beschlossen, wo sie bis zum Jahr 1743 gelebt haben soll.

#### Quellen und Literatur:

Stadtarchiv Reutlingen: Gerichtsakten 293/23 – KARL PFAFF: Geschichte des Fürstenhauses und Landes Württemberg, Band 3, Stuttgart 1839 – JOHANN GLENZDORF und FRITZ TREICHEL: Henker, Schinder und arme Sünder, 2 Bände, Bad Münster 1970 – BERND WUNDER: EBERHARD LUDWIG, König von Franken? In: Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, 1969, Nr. 3.

## Von ewiger Wiederkehr: Christian Wagner

Auf Landsleute, die es zu einer gewissen Berühmtheit gebracht haben, glaubt man mit einiger Berechtigung stolz sein zu dürfen. Es scheint sich so zu gehören, daß man Anspruch auf sie erhebt. Da sieht es dann fast so aus, als ob – im Falle eines Dichters – das zu Papier Gebrachte mehr oder weniger im Auftrage gut situierter Festredner konzipiert worden sei: «Wir sind ein Volk von Dichtern und Denkern. Und er war unser. Ohne uns ist er nicht denkbar.»

In dem letzten Satz ist mehr Wahrheit, als dem Festredner angenehm sein kann. Käme es nämlich darauf an, daß recht viele Dichter und Philosophen hervorgebracht werden, dann wären «wir Deutschen recht fein heraus», wie HANS MAGNUS ENZENSBERGER den hier greifbaren Tatbestand im Hinblick auf einen sozial relevanten Sachverhalt faßt, kontrastierend zu den Verhältnissen in einer «Gesellschaft, in der die Freiheit selbstverständlich ist wie die Luft».

So gesehen hätten wir allerdings wenig Grund, mit «unseren Dichtern» zu prahlen, ganz im Gegenteil.

## Horst Nägele

Da lohnt es sich vielleicht eher, einmal darüber nachzudenken, wie so ein Dichter überhaupt dazu kommt zu dichten und welche Stellung er bei seinem Dichten qua sprachlichem Verhalten bezieht zu der Umwelt, zu der Gesellschaft, in der er zu leben hat.

Als ein existentieller Akt ist der Prozeß des Schaffens als solcher charakterisiert durch den bekannten dänischen Schriftsteller und Philosophen SÖREN KIERKEGAARD in jenem berühmten Aphorismus, mit dem die «Diapsalmata» im ersten Band von KIERKEGAARDS *Entweder – oder* beginnen. Dort ist vom *Dichter* gesprochen als von einem unglücklichen, gequälten Menschen, dessen Lippen so geformt seien, daß die ausgestoßenen Seufzer und Schreie wie gefällige Musik klingen. KIERKEGAARD führt hier zum Vergleich die Lage der unglücklichen Gefangenen des berüchtigten Tyrannen von Akragas (Agrigent) im 6. Jahrhundert vor Christus, mit dem Namen Phalaris, an: die Schmerzensschreie der in schwachem Feuer anhaltend Gemarterten klangen aus der Distanz im Ohr des Tyrannen eher wie erquickende Musik.

Zu solcher Definition der eigenen Voraussetzungen bringen Schaffende nur selten den Mut auf. In den wenigen Fällen, in welchen es zu einer derartigen Abrechnung mit der eigenen Ästhetik gekommen ist, darf auch mit einiger Authentizität des Gesagten gerechnet werden, wie in dem folgenden Gedicht mit dem Titel *Mein Heimatort*, das sich für Festreden nur wenig eignen würde:

Warmbronn ward mir Geburtsort, Heim kaum.  
Geistig vereinsamt  
Sucht ich in Liedern mir Trost und Erhebung.  
Freudig besang ich  
Halmflur, Wiese und Wald und den Berghang.  
Nun er zu End, mein  
Liedsang, fehlt mir der Trost, und erschreckend  
geht es hinabwärts.

Ich werde zu diesen Versen keine ästhetisch orientierte Interpretation versuchen, sondern lediglich auf ein paar Charakteristika aufmerksam machen, welche mir im Hinblick auf die Bedingungen eines dichterischen Prozesses wesentlich erscheinen.

Das Gedicht hebt an mit einer die gängigen poetischen Lesererwartungen korrigierenden Antithese «Geburtsort» kontra «Heim». Das dichterische, sich hier zugleich als dichtend erklärende Ich nimmt kritisch totalen Abstand von der sozialen Umwelt dadurch, daß es in einer poetisch verklärten Welt der Natur Erquickung sucht. Letzteres wird mit dem poetischen Vorgang identifiziert: mit diesem hört auch jenes auf, vergleichbar etwa mit einem Rauschzustand, auf den dialektisch eine übermächtige Katerstimmung folgt. Es handelt sich hier um eine im Sinne KIERKEGAARDS als ästhetisch zu mißdeutende Handlung aus Entsetzen vor einer Zwangslage.

Aufgrund der recht freimütigen Verse können wir damit rechnen, daß wir in dem Dichter alles andere als eine gefeierte Persönlichkeit vor uns haben. Wir haben es hier mit einem Menschen zu tun, der unter den schwäbischen Landsleuten die Rolle eines zu belächelnden Kleinbauern zu spielen hatte. Ihm blieb da das Hoffen auf eine schönere Welt, auf ein paradiesisches Blühen, das ihm *Wiederverkörperung* all des verlorenen Glücks bedeutete:

Nicht zu Grunde geht, was du verloren;  
An dich tritt es, frisch und neugeboren.  
All dein Wünschen, Flehn und all dein Beten  
Siehst erfüllt du vor dich hingetreten.  
Deine Träume, ausgeatmet thronen  
Blau und golden nun als Blumenkronen.  
Deine Wünsche, ausgehaucht, bekleiden  
Blumenmaidlein auf den Bergesheiden.

All dein Sehnen schmerzvoll im Gemüte  
Wird zum Vogelsang und wird zur Blüte.  
Lenzesfreudig steht dein einstig Hoffen  
Tausendknospig der Erfüllung offen;  
Und zur Seite, weithin, unermessen,  
Grüßt dich alles, was du hast besessen.

In der belebten Natur findet dieses dichterische Ich «Trost und Erhebung» nun dadurch, daß – wie aus letztangeführtem Gedicht interpretierbar ist – bei dieser belebten Natur es sich um eine Emanation des Dichter-Ichs handelt. Das Dichten ist hier im buchstäblichen Sinne ein «Verdichten» einer – wie es heißt – «ausgeatmeten» Innenwelt der einsamen Persönlichkeit: diese ganze belebte und so freundliche Natur wird erst durch die Sehnsucht eines an den sozialen Gegebenheiten schmerzvoll Leidenden poetisch erzeugt, als komplementär zu einer defekten Gesellschaft.

Das Phänomen einer auch aus gewissen Strömungen des Deutschen Idealismus zu verstehenden Identität einer objektiv sich darstellenden Welt mit dem Betrachtenden als Subjekt (ALBRECHT GOES nennt in solchem Zusammenhang GOETHES Alterslyrik) ist ganz besonders ausgeprägt in den folgenden Strophen dieses Dichters der bereits angeführten Zeugnisse *Mein Heimatort* und *Wiederverkörperung*:

Dein ist alles, all der Blumen Blühen,  
Wenn hervor sie aus dir selber glühen,  
All die Rosenknospen auf der Erden,  
Wenn sie Rosen in dir selber werden.

Dein ist alles, all der Lieder Singen,  
Wenn heraus sie aus dir selber klingen;  
Jeder Schlag der sel'gen Philomele,  
Wenn er hallt aus deiner eignen Seele.

Dein ist alles, was ob Tal und Hügeln  
Lichtvoll sich in dir mag widerspiegeln,  
Dein die Himmel selbst und selbst die Sterne,  
Wenn du Glanz hast für den Glanz der Ferne.

Dein ist alles, all und jede Wonne,  
Wenn sie aufgeht dir als eigne Sonne,  
Jeder Tag, vom Licht emporgetragen,  
Wenn er aufgeht dir als eignes Tagen.

Es ist nun an der Zeit, unseren Dichter in seiner sozialen Rolle vorzuführen: CHRISTIAN WAGNER wurde am 5. August 1835 in Warmbronn, unweit Stuttgart, geboren, wo er auch begraben liegt. Sein Leben war in der Tat nicht auf Rosen gebettet. Sein

Schicksal war das eines schwäbischen Kleinbauern, der als solcher dazu noch darunter zu leiden hatte, daß die Dorfgenossen natürlich wenig Verständnis für seine poetischen Neigungen aufbringen konnten. Doch zu all dem kam, daß ihm immer wieder Frau und Kinder wegstarben. Und das muß ihn sehr tief getroffen haben. Wie wenig er sich als im Einklang befindlich verstand mit den Menschen seiner Umwelt, läßt sich verhältnismäßig einfach aus ein paar Sätzen im Vorwort des Dichters zum «Dritten Theil» seiner *Sonntagsgänge* folgern:

*Nicht dünn würden sie stehen diese Freuden, wenn der Mensch sie besser sehen könnte. Wenn seine Augen nicht blind, seine Sinne nicht abgestumpft wären, um das ungezählte Schöne um ihn her wahrzunehmen. Er selbst nicht entsetzlich greisenhaft nüchtern, um jedem Schönheitsgebilde nicht den freudigen Huldigungsgruß entgegenbringen zu können.*

Mit dem Veröffentlichen des zu Papier Gebrachten hatte es CHRISTIAN WAGNER sehr schwer gehabt. Eine 1860 entstandene Prosaerzählung «Schloß Glemseck, eine romantische Erzählung» kam erst 17 Jahre später, 1877, im «Glems- und Filderboten». Unaufgeführt wie auch ungedruckt blieb das im Aufbau auf FRIEDRICH SCHILLER zurückgreifende Schauspiel «Abi Melech» mit seiner Fabel aus der biblischen Überlieferung im 9. Kapitel des Buches der Richter, desgleichen die beiden späteren dramatischen Versuche «Der Meister» und «Die Raben des Sonntagskindes»; in letztgenanntem wird die Fiktion mit einem Auftritt des Dichters durchbrochen, wo dieser ohne Scheu in einer direkten Sprache gegen lebensschädende Kräfte donnernd sich dem Publikum präsentiert.

Seit 1860 kam es auch zu Gedichten, anfangs bestimmt von Trauer über den Verlust von Eltern, Frau und Kindern, schon sehr früh jedoch mit dem für CHRISTIAN WAGNERS Œuvre charakteristischen Motiv einer ewigen Wiederkehr, welches unter anderem auch in dem vorhin wiedergegebenen Gedicht «Wiederverkörperung» greifbar ist und welches bei WAGNER rückzubeziehen ist auf eine entschieden vegetarische Haltung, die mit so etwas wie monomanischem Sektierertum oder kitschiger Schoßhündchensentimentalität schwer zu verwechseln ist, sondern viel eher mit einem glaubwürdigen pazifistischen Engagement zu tun hat.

1892 wird der in sehr dürftigen Verhältnissen lebende und nun bereits 57jährige Dichter erstmals mit einer Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung in Weimar bedacht, und zwar auf Veranlassung des

Münchener Professors RICHARD WELTREICH, von welchem 1898 in dem Stuttgarter Verlag Strecker und Moser (später Strecker und Schröder) eine Monographie mit dem Titel *Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn*, erschienen ist.

Seit 1900 wurde dem nun 65jährigen Dichter eine jährliche Pension durch den König und die Königin von Württemberg gewährt. Ab 1909 war CHRISTIAN WAGNER als Ehrenmitglied in den Schwäbischen Schillerverein aufgenommen und erhielt von diesem auch Ehrengaben. 1912 schließlich – er war inzwischen 77 Jahre alt geworden – wurde ihm ein einmaliger Ehrensold zuteil von seiten des Frauenbundes zur Ehrung rheinländischer Dichter. Und am 5. August 1915 wird CHRISTIAN WAGNER anlässlich seines 80. Geburtstags von den Repräsentanten seines Heimatdorfes zum Ehrenbürger von Warmbronn erklärt.

Erstmals als Sechzigjährigem waren dem Dichter Reisen in den Süden ermöglicht worden. 1895 ging es an die Seen in Oberitalien, auf einer zweiten Reise ein Jahr darauf kam er bis Genua. Im August 1904 wie auch im Frühjahr 1911 folgten Reisen nach Rom, die bis Pompeji ausgedehnt wurden.

Am 15. Februar 1918 ist CHRISTIAN WAGNER im Alter von 83 Jahren entschlafen. Noch im Todesjahr des Dichters hat OTTO GÜNTHER den Band *Gesammelte Dichtungen von CHRISTIAN WAGNER* (mit einem Bildnis und einer Handschriftprobe) als «Erste, für den Schwäbischen Schillerverein bestimmte Ausgabe» im Verlag Strecker und Schröder in Stuttgart herausgegeben.

Zu großer Berühmtheit hatte es CHRISTIAN WAGNER nicht gebracht, falls so etwas überhaupt je sein Ziel gewesen sein konnte. Einige seiner Gedichte sind jedoch in der von KARL KRAUS herausgegebenen Zeitschrift *Die Fackel* erschienen zusammen mit Versen des jungen FRANZ WERFEL und den ersten Versuchen von ELSE LASKER-SCHÜLER. Einige größere Wertschätzung hat CHRISTIAN WAGNERS Poesie durch HERMANN HESSE erfahren, der 1912 in Verbindung mit dem erwähnten einmaligen Ehrensold von seiten des Frauenbundes zur Ehrung rheinländischer Dichter ein Bändchen mit einer Auswahl von WAGNERS Gedichten herausbrachte.

1954 hat ALBRECHT GOES eine mit einem Geleitwort vom Herausgeber versehene erneute Auswahlausgabe des WAGNERSCHEN Œuvres veranstaltet und diese mit *Blühender Kirschbaum. Gedichte und Prosa* betitelt. Das Bändchen ist in der Reihe «Kleine Geschenkbücher» im Verlag Albert Langen und Georg Müller in München erschienen.

# Buchbesprechungen

## Zum Beispiel Esslingen

OTTO BORST: Die Esslinger Altstadt. Materialien zu ihrer Erneuerung. 74 Textseiten, 8 Bildtafeln, 14 grafische Darstellungen, 1 Faltblatt, 3 Karten. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 1972. Leinen, DM 32,-.

Der Verfasser ist Stadtarchivar und Historiker. Aber dieses Buch ist weder Bilderbuch noch romantisierende Beschreibung mittelalterlicher Stadtkulissen. Weder wehmütiger Abgesang auf eine angeblich so gute alte Zeit noch pessimistische Polemik gegen Entwicklung und Fortschritt. Hier werden vielmehr handfeste Materialien und hilfreiche Überlegungen für die Weiterentwicklung in die Zukunft vorgelegt. Denn Altstadtsanierung wird nicht als Versuch musealer Bewahrung verstanden, sondern als die Möglichkeit, Überliefertes so zu erneuern, daß benützbare, bewohnte und belebte Quartiere erhalten oder neu geschaffen werden.

Das kann nicht erreicht werden ohne Wissen um Entstehung und Geschichte, auch nicht ohne Berücksichtigung vielfacher Verflechtungen zwischen einem solchen Altstadt kern und den neueren Stadterweiterungen, zwischen der gesamten Stadt und ihrer Umgebung. Konkret für Esslingen bedeutet das: Außer dem Baubestand nach Alter, Eigenart und Erhaltungszustand müssen seine Entstehungsbedingungen sowie seine vergangenen, gegenwärtigen und künftig möglichen Funktionen bedacht werden: Dazu ist es durchaus angebracht, sich der Entwicklung Esslingens als Freier Reichsstadt vor den Toren der württembergischen Residenz zu vergewissern, der relativen Eigenständigkeit an Entwicklung oder Stagnation in langen Jahrhunderten, der «importierten» Industrialisierung, und schließlich der Expansion in den letzten Jahrzehnten. Dazu ist es nötig, die vielfältigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verflechtungen mit dem Umland – d. h. für Esslingen: mit dem gesamten Mittleren Neckarraum – zu bedenken und in ihren Auswirkungen auf die Stadt Esslingen und ihren historischen Kern darzustellen.

Und damit ergibt sich eine weitere Fragestellung, nämlich die nach Sozialgeschichte und Sozialstruktur, nach den Zu- und Abwanderungen einzelner Bevölkerungsgruppen.

Es ist nicht allgemein üblich, daß Stadtarchivare derlei ausführlich abhandeln. Es ist ebensowenig selbstverständlich, daß Stadtplaner und Altstadtsanierer sich von Historikern auf diese Weise die Voraussetzungen und Hintergründe ihrer eigenen Aufgabe erhellen lassen. Das vorliegende Beispiel Esslingen zeigt, daß solche wechselseitige Erhellung möglich und sinnvoll ist. Was in Esslingen gelungen ist, sollte man anderswo wenigstens versuchen.

Willy Leygraf

## Stuttgart nach dem Zusammenbruch

HERMANN VIETZEN: Chronik der Stadt Stuttgart 1945 bis 1948 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart Bd. 25, hrsg. von Kurt Leipner), 1972. 646 S., Abb., Lw. DM 34,50.

Chroniken sind dazu bestimmt, Bericht zu geben über vom Chronisten erlebte oder erfahrene Zeitereignisse und -zustände. Die Chronik der Stadt Stuttgart 1945–1948 erfüllt diese Aufgabe in hervorragender Weise. Es kommt ihr zugute, daß der Autor als langjähriger Leiter des Stadtarchivs einen Blick für das geschichtlich Bedeutsame wie für das Zeittypische mitbrachte und zudem die Akten und Protokolle der Stadt benützen konnte. Diese Informationsquellen ermöglichten es, weit über den persönlichen Erfahrungsbereich des Chronisten hinauszugehen. Dennoch bleiben Lücken, weil nicht alles, was geschah, in das Blickfeld des Berichterstatters geriet oder in den städtischen Akten einen Niederschlag fand. Außerdem zwang die Stofffülle zur Auswahl, und mancher mag dieses oder jenes vermissen, was gerade ihm widerfuhr oder als wesentlich erschienen wäre. Die Leser werden aber erstaunt sein, welche Fülle an Informationen sie in dem flüssig geschriebenen, klar gegliederten, mit Bildbeigaben illustrierten sowie durch Tabellen und ein Personenregister bereicherten Buch auf nur ca. 650 Seiten zu finden vermögen. Die behandelte Zeit, die besondere Rolle der Landeshauptstadt und die sachkundige Bearbeitung hätten sogar ein weit umfangreicheres Werk gerechtfertigt.

Die Chronik beginnt mit den letzten Kriegsmonaten, die als *Ende mit Schrecken* geschildert werden. 15 weitere thematisch abgegrenzte Kapitel behandeln sodann den Einfluß der Besatzungsmächte auf das Geschick der Stadt, die Wiederbelebung der Demokratie, die Lage der Bevölkerung, die Notsituationen auf den Gebieten des Wohnraumes, des Verkehrs, der Versorgung mit Lebensmitteln und Gebrauchsgütern, den Neubeginn auf dem kulturellen Sektor, die finanziellen Schwierigkeiten der Stadt und das ernste Mühen, über die Entnazifizierung den Einfluß von Nationalsozialisten zu brechen, wobei der häufig eingetretene Verlust des Arbeitsplatzes wegen bloßer Mitgliedschaft in der NSDAP oft soziale Härten mit sich brachte.

Im ganzen ist es eine Chronik des schier unbegreiflichen Nebeneinanders von unvorstellbarer Not und erstaunlichem Willen zum Wiederaufbau, von Provisorien und Neuanfängen für Bleibendes. Man sieht, wohin eine verbrecherische Politik zu führen vermag, welche Opfer es kostet, eine solche Not zu lindern und zu überwinden, und wie bekannte Persönlichkeiten mit unzähligen Namenlosen tätig wurden, an der Gegenwart zu bauen. Jedes Kapitel spricht dabei für sich, ob es sich um die schwierigen Versorgungsprobleme, um die katastrophale Lage der Schulen, um die Anfänge der Parteien oder um

das wiederbeginnende kulturelle Leben handelt. Manche Zusammenhänge scheinen dabei auf. Doch auch viele Einzelheiten erhellen schlaglichtartig die Situationen, sei es, daß die Straßenbahn den Gütertransport zu übernehmen hatte (S. 7), selbst Leichenbeschauerinnen sich der politischen Überprüfung unterziehen mußten (S. 92) oder das Amtsblatt wegen Papierknappheit nur noch auf Berechtigungsschein lebenswichtigen Berufsgruppen zur Verfügung stand (S. 513).

Seite für Seite liest man von einer außergewöhnlichen Zeit, in der etwa die Militärregierung eines Tages den bisherigen Oberbürgermeister um 12 Uhr abberufen und um 17 Uhr seinen Nachfolger bestätigen konnte (S. 31). Daß es sich bei diesem um Dr. ARNULF KLETT handelte, der noch immer als Oberbürgermeister die Geschichte von Stuttgart leitet, wirft wiederum ein bezeichnendes Licht darauf, wie zukunftssträchtig scheinbare Augenblickslösungen sein können. Viele weitere Beispiele wären anzuführen, wie Altes und Kurzlebiges überwunden werden mußten, um den Weg in die Zukunft zu ebnen.

Das Dargestellte entspricht der Wirklichkeit. Daher ist die Chronik der Stadt Stuttgart 1945–1948 ein Buch, das über Generationen hin aktuell bleiben und nicht veralten wird. Daß dies gelungen ist, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der Autor und seine Förderer haben sich um die Geschichtsschreibung einer wichtigen Epoche sehr verdient gemacht.

Gregor Richter

## Das Kanzleramt an der Universität Tübingen

WOLFRAM ANGERBAUER: Das Kanzleramt an der Universität Tübingen und seine Inhaber 1590–1817. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1972. XX, 166 S., 18 Stammtafeln. (Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Band 4.) Brosch. DM 21,-.

In zeitlichem Anschluß an die Jubiläumsschrift von JOHANNES HALLER über die Anfänge der Universität Tübingen 1477–1537 (Tübingen 1927–1929) und an die Abhandlung von KONRAD PLIENINGER über JAKOB ANDREÄ als Kanzler der Universität 1562–1590 (maschinenschriftliche Zulassungsarbeit Tübingen 1956) untersucht WOLFRAM ANGERBAUER in seiner von HANSMARTIN DECKER-HAUFF angeregten, höchst lesenswerten Dissertation die Entwicklung, die das Universitätskanzleramt seit dem Tode JAKOB ANDREÄS im Jahre 1590 bis zur Trennung des Kanzleramts von dem jeweiligen Inhaber des ersten theologischen Ordinariats im Jahre 1817 genommen hat. Die seit 1561 in den Statuten der Universität verankerte, sich über mehr als 250 Jahre erstreckende Verbindung des Kanzleramts mit einem Lehrstuhl der theologischen Fakultät – eine Folge vor allem des «maßgeblichen Anteils der Theologen am Aufbau der protestantischen Territorialstaaten» im 16. Jahrhundert – führte, wie der Verfasser nachweist, zu erheblichen Konflikten, da der Kanzler als Vertreter des Landesherrn zwar außerhalb der Universität stand, in seiner Funk-

tion als Professor aber ein ordentliches, dem Rektor unterstehendes Mitglied der Universität war und somit in *einer* Person die Interessen des Landesherrn und der Universität wahrzunehmen hatte. Das Kanzleramt war in Tübingen mit einer Reihe von wichtigen Kompetenzen ausgestattet wie sonst kaum an einer anderen deutschen Universität. Daher kam es hier nicht wie an den benachbarten Universitäten Freiburg, Heidelberg und Ingolstadt zu einer dauernden Subdelegation der Kanzlerrechte an einen Universitätsangehörigen durch die Einrichtung eines ständigen Vize- oder Prokanzlerariats. Für die Verfassung der Universität Ingolstadt, die in der Reformperiode von 1497 bis 1522 wesentlich von Tübingen beeinflusst war, wurde dies jüngst von ARNO SEIFERT in einer hervorragenden Gesamtdarstellung der Statuten- und Verfassungsgeschichte dieser Universität 1472–1586 (Berlin 1971) untersucht. Es dürfte somit nur für die Tübinger Verhältnisse zutreffen, daß die Einrichtung eines Prokanzleramts immer bedeutet hat, daß besondere Gründe gegen die Ernennung eines Kanzlers vorlagen (S. 53). Ein weiterer Konfliktstoff war aber auch in der seit der Gründung der Universität bestehenden Vereinigung von Kanzleramt und Propstei des Tübinger St.-Georg-Stifts angelegt – bis zur Statutenreform des Jahres 1561 hatte zumeist ein promovierter Jurist dieses Doppelamt inne! –, da die Kanzlerrechte, insbesondere das Promotionsrecht, seit dem 15. Jahrhundert als Rechte der weltlichen Gewalt angesehen wurden. Daher war es folgerichtig, daß der Papst 1492 ohne besondere Widerstände das Präsentationsrecht auf die Tübinger Propstei dem Landesherrn einräumte. Die Selbständigkeit des Kanzleramts gegenüber der Propstei wurde allerdings erst dann deutlich, als nach dem Restitutionsedikt von 1629 die Ansprüche der katholischen Seite auf das Kanzleramt abgewehrt werden mußten. Die Biographien der Amtsinhaber sind aus zahlreichen bisher noch nicht oder nur ungenügend erschlossenen archivalischen Quellen erarbeitet; 18 angefügte Stammtafeln vermitteln einen anschaulichen Überblick über die Struktur der Professorenschicht jener Zeit. In unserer von neuen Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Staat und Universität geprägten Epoche hat die hier angezeigte Arbeit einen besonderen Aktualitätswert.

Karl Konrad Finke

## Buchhinweise

MARTIN BRECHT: JOHANNES BRENZ. Neugestalter von Kirche, Staat und Gesellschaft. Stuttgart: Calwer Verlag 1971. 56 Seiten, bibliophile Broschur, 1 vierfarbige Tafel.

Ein Stück württembergische Kirchengeschichte – aber auch ein Beitrag zur heutigen kirchlichen Problematik und der Kenntniss der Fundamente der Kirche. Ohne dieses Wissen kann man schlecht auf eine neue Stunde dieser Kirche eingehen. Was wohl viele nicht wissen: als Student in Heidelberg hat BRENZ auch zu der unruhig gewordenen akademischen Jugend gehört, nicht gerade zur Freude einer friedliebenden Obrigkeit.

JOHANN VALENTIN ANDREÄ: Christianopolis. Deutsch und lateinisch. Eingeleitet und herausgegeben von RICHARD von DÜLMEN. Stuttgart: Calwer Verlag 1972. (Quellen zur württembergischen Kirchengeschichte. Band 4.) 233 Seiten, 2 Bildtafeln.

Die «Beschreibung einer christlichen Stadt» ist die erste und einzige Utopie eines Deutschen und Lutheraners, aber auch die einzige Utopie, in der eine christliche Gesellschaft als Ideal beschrieben wird. Das Werk entstand als «humanistisches Spiel» 1619. Hier ist die Übersetzung von 1741 beigefügt. Sie wurde verbessert und modernisiert. Als bedeutender Mitgestalter des christlich-bürgerlichen Bewußtseins gewinnt die Gestalt des schwäbischen Pfarrers und Schriftstellers neue Aktualität. Im Dienste der Errichtung einer Christlichen Sozietät stehen seine Satiren und Utopien. HERDER nannte ihn einen *Lehrer echter Menschenliebe und Menschenweisheit*. Die geistige Situation des 17. Jahrhunderts bis hinein in das Selbstverständnis des voraufklärerischen Bürgertums werden durch die Schriften ANDREÄS vermittelt.

GERHARD SCHÄFER: Dokumentation zum Württembergischen Kirchenkampf. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg und der Nationalsozialismus. Band 2. Um eine deutsche Reichskirche, 1933. Stuttgart: Calwer Verlag 1972. 1120 Seiten.

Chronologisches Verzeichnis der Dokumente und der wichtigsten Sachbetreffe, ein Verzeichnis der Personen und Literaturhinweise sind beigefügt. Der Weg der Kirche in einer sehr unübersichtlichen und schwierigen Situation, vor allem in den ersten Jahren, wird eindrucksvoll in diesem Werk deutlich gemacht. Dem nachdenklichen Leser stellt sich fast überraschend das heraus, was Kirche zur Kirche macht: Die treue Verkündigung des Evangeliums.

Württemberg. Bilder eines deutschen Landes. Einleitung von OTTO HEUSCHELE. Frankfurt: Verlag Weidlich 1973. 140 Bildtafeln. Bildunterschriften deutsch, englisch und französisch, 18 Seiten Text.

OTTO HEUSCHELE gibt einen Überblick über die Geschichte des Landes, Text und Bilder bieten einen eindrucksvollen Überblick.

GERD MAIER: Biberach – Geschichte und Gegenwart. Mit Einführungstexten von HANSMARTIN DECKER-HAUFF und CLAUS WILHELM HOFFMANN. Fotos RUPERT LESER, Redaktion KURT DIEMER. 177 Seiten, 106 teils doppelseitige Bildtafeln, davon 8 farbig. Zahlreiche Abbildungen im Text. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1972.

Die Geschichte der Reichsstadt Biberach, die Frage, was vor dieser Zeit war, der das Aufblühen Biberachs zu verdanken ist, der Niedergang nach dem Zusammenbruch der Stauferherrschaft, das wirtschaftliche Aufkommen im 14. Jahrhundert durch den Vertrieb von in der Stadt gewobenen Textilien wird beschrieben. Der Fernhandel bringt Wohlstand und Verdienst und auch Weitblick und Weltläufigkeit in die Stadt. Eine städtische Oberschicht bildet sich aus. Die große Zeit Biberachs war

das 15. Jahrhundert. Sehr früh haben reformatorische Ideen und humanistische Gedanken Eingang gefunden. Der komplizierte Verlauf der Reformation in der Stadt prägt einen besonderen modus vivendi und ermöglicht damit ein weiteres Aufblühen der Stadt. Der behagliche Wohlstand der heiteren Rokokozeit wäre ohne dieses beruhigte politische und religiöse Klima nie gediehen. Das 18. Jahrhundert ruft in der Kunst, in Malerei und Plastik eine überraschende Höhe hervor. Musikalisches Leben und Theaterfreudigkeit kennen keine Grenzen. Das 19. Jahrhundert hat manches in Biberachs Entwicklung gehemmt. Aber der Anschluß an die neue Zeit, vom Eisenbahnbau bis zur Industrieförderung und ihrem starken Wachstum in der Nachkriegszeit, hat Biberach zu einer lebendigen Stadt von heute mit einer guten Zukunft gemacht.

Lebensbilder aus Franken und Schwaben. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von Robert Uhland. Band 12. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 1972. 384 Seiten, 14 Abbildungen.

Zwanzig Biographien umfaßt der vorliegende Band. Dichter, Ärzte und Naturwissenschaftler sind vertreten. Mit HÖLDERLIN beginnt die Reihe der Dichter, CHRISTIAN WAGNER, ISOLDE KURZ, G. F. WAGNER und FRIEDRICH MARTIN DUTTENHOFER folgen. Der «Japan-Bälz», ein hervorragender Arzt, dazu EMIL SCHÜZ, GABRIEL HUMMELBERG und der Chemiker REICHENBACH repräsentieren die Naturwissenschaften. Der Reformator EISENMENGER, der Humanist HUMMELBERG, der Fürstabt von St. Blasien, MARTIN GERBERT, vertreten Theologie und Kirchengeschichte. Die Räte Herzog ULRICHS, NIKOLAUS MÜLLER, genannt MAIER, und JOHANN CNOBER treten uns als Politiker entgegen, das Militär und die Diplomatie in der Gestalt des BERNHARD SCHAFFALITZKI von MUCKENDELL und die Technik kommt mit den Schöpfern des Wasserversorgungswesens KARL und HERMANN EHMANN zu Wort. LUDOVIKE SIMANOWITZ als Malerin ist genannt. Ein selten erwähnter Beruf in den Lebensbildern ist der des Redakteurs und Theaterkritikers LUDWIG SPEIDEL. Mit dem Wirtschaftspolitiker RICHARD CALWER wird der Anschluß an die Gegenwart gewonnen. 403 Biographien sind damit bisher veröffentlicht und in das Licht der Öffentlichkeit gerückt. Die Reihe «Lebensbilder» will Geschichte und Geistesleben unseres Landes umfassend gestalten. Darin sieht der Herausgeber die Richtschnur dieser Bände.

H. S. HARRIS: HEGEL's Development. Toward the Sunlight 1770–1801. Oxford: Clarendon Press 1972. 574 Seiten.

Wappenbuch des Landkreises Wangen. Hrsg. vom Landkreis Wangen und der Archivdirektion Stuttgart. Bearbeitet von EBERHARD GÖNNER und HEINZ BARDUA. Mit einem Überblick über die Geschichte des Kreisgebietes von KARL-FRIEDRICH EISELE. Stuttgart 1972. 96 Seiten mit 17 Tafeln.

WALTHER-GERD FLECK: Lutherkirche Fellbach. Festschrift. Fellbach: Selbstverlag der Lutherkirche 1972. 36 Seiten mit 41 Abbildungen.

HANS ERDNER: Die Fayencefabrik zu Schrezheim 1752 bis 1865. Völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage von GERT K. NAGEL. Ellwangen. Schwabenverlag 1972. 214 Seiten mit Abbildungen.

PAULUS WEISSENBERGER: 500 Jahre Pfarrkirche Kerkingen. Kerkingen. Kath. Pfarramt 1972. 32 Seiten.

PETER SPRANGER: Schwäbisch Gmünd bis zum Untergang der Staufer. Schwäbisch Gmünd: Geschichtsverein 1972. 95 Seiten mit 20 Abbildungen.

WOLFGANG VON RIMSCHA: Die Grundrechte im süddeutschen Konstitutionalismus. Zur Entstehung und Bedeutung der Grundrechtsartikel in den ersten Verfassungs-urkunden von Bayern, Baden und Württemberg. Köln-Berlin-Bonn-München: Carl Heymanns Verlag 1973. 229 Seiten (Erlanger juristische Abhandlungen. Band 12). DM 30,-.

THEODOR ESCHENBURG: MATTHIAS ERZBERGER. Der große Mann des Parlamentarismus und der Finanzreform. München: Piper-Verlag 1973. 180 Seiten. DM 10,-.

Burgen unseres Landes: Hohenlohe mit Taubertal. Besucht, beschrieben und illustriert von WILFRIED PFEFFERKORN. Stuttgart: J. Fink Verlag 1973. 62 Seiten.

KELLER, MANFRED: Bissingen. Heimat zwischen Teck und Breitenstein. 2. Auflage, überarbeitet und ergänzt von ALFRED HUB. Druck: A. Gottliebs und J. Oßwalds Buchdruckereien Kirchheim u. T. 1972. 215 Seiten mit Abbildungen.

Um Stromberg und Mittlere Enz. Heimatkundliche Beiträge aus dem Kr. Vaihingen. Herausgeber: Landkreis Vaihingen 1972. 372 Seiten mit Abbildungen.

GUSTAV SCHWAB: Wanderungen durch Schwaben. Hrsg. und eingeleitet von GISELA SCHLIENTZ. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1973. 91 Seiten.

ELMAR BLESSING: Irndorf. Beiträge zur Ortsgeschichte. Irndorf: Bürgermeisteramt 1972. 83 Seiten.

JOSEF MÜHLEBACH: Der Landeskommunalverband der Hohenzollerischen Lande. Geschichtliche Entwicklung, Rechtsgrundlagen und Aufgabengebiete. Sigmaringen: Druck von M. Liehners Hofbuchdruckerei 1972. 142 Seiten mit Abbildungen. (Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns. Heft 10.)

WALTER HAHN: Der Waldwanderer im Schönbuch. Waldabteilungsamen, Geländedenkmale und ihre heimatgeschichtliche Deutung 1968. Weil im Schönbuch: Selbstverlag 1972. 77 Seiten.

1000 Jahre Heutingsheim, jetzt Gemeinde Freiburg am Neckar. Herausgegeben im Auftrag der Gemeinde. Ludwigsburg: Walter-Verlag 1972. 407 Seiten. (Walter-Ortsbuch Nr. 23.)

200 Jahre Württembergische Gebäudebrandversicherungsanstalt 1773-1973. Bearbeitet von PAUL SAUER. Herausgegeben aus Anlaß ihres 200jährigen Bestehens von der Württembergischen Gebäudebrandversicherungsanstalt. Stuttgart 1973. 245 Seiten.

## Anschriften der Verfasser

Dr. Bruno Bushart, 8900 Augsburg, Städtische Kunstsammlungen

Dr. Erich Faßl, 7140 Ludwigsburg, Mömpelgardstraße 14

Dr. Karl Konrad Finke, 7400 Tübingen 9, Karl-Brennenstuhl-Straße 2

Heinrich Gaese, 7901 Altheim, Waldstraße 12

Siegfried Greiner, 7271 Roitfelden, Lerchenweg 22 (bzw. Hirsau)

Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7257 Ditzingen, An der Lehmgrube 35

Willy Leygraf, 7400 Tübingen, Steinlachallee 36

Dr. Horst Nägele, DK-6472 Kirkehörup

Dr. Gregor Richter, 7000 Stuttgart, Hauptstaatsarchiv

Dr. Paul Schwarz, 7410 Reutlingen, Stadtarchiv

Prof. Dr. Hermann Tüchle, 8031 Gröbenzell, Ascherbachstraße 12

# MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · 9–12 und 14–16 Uhr  
Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27–701, Girokasse Stuttgart 2 164 308, Deutsche Bank Stuttgart 14/35502

Mit dem Jahresbeginn 1973 mußte in Sachen Beitrag einiges geändert werden. Da einigen Mitgliedern die entsprechenden Hinweise und Begründungen in der «Schwäbischen Heimat» entgangen zu sein scheinen, erlauben wir uns, hier das Wichtigste noch einmal zusammenzufassen:

1. Der **Beitrag** wird mit Jahresanfang fällig und sollte unaufgefordert überwiesen werden.

*Mindestbeiträge* seit 1. Januar 1973:

|                                     |         |
|-------------------------------------|---------|
| Einzelmitglieder                    | DM 18,— |
| Jugendliche in der Berufsausbildung | DM 9,—  |
| Körperschaftliche Mitglieder        | DM 36,— |

2. Eine besondere Beitragsrechnung wird nicht mehr zugesandt.

3. Für die steuerliche Behandlung der Beiträge und Spenden enthält Heft 1/1973 nach Seite 62 ein heraustrennbares Formblatt, das zusammen mit dem Überweisungsformular dem Finanzamt als Spendenbeleg vorgelegt werden kann.

Wir möchten im Interesse geordneter Geschäftsführung und sparsamen Wirtschaftens diejenigen unserer Mitglieder, denen die entsprechenden Hinweise in der «Schwäbischen Heimat» entgangen sind, bitten, möglichst bald den etwa noch ausstehenden Unterschied zum neuen Jahresbeitrag oder gegebenenfalls diesen selbst zu überweisen.

Bitte schreiben Sie bei allen Überweisungen und Anfragen möglichst in Druckbuchstaben. Wir haben wieder viele Mühe mit dem Entziffern (auf einigen Überweisungen fehlt der Absender überhaupt)!

Auch künftig wird der Schwäbische Heimatbund seine vielfältigen Aufgaben nur dann erfüllen können, wenn zahlreiche Mitglieder – wie schon bisher in höchst dankenswerter Weise – über ihre Beitragszahlung hinaus diese Arbeit stützen und fördern.

Dieser aktiven Teilnahme gilt der besondere Dank aller, die sich für die Arbeit im Schwäbischen Heimatbund zusammengefunden haben.

Unsere **Studienfahrten**, vor allem die mehrtägigen, waren sehr schnell überzeichnet und zum Teil durch Rückstellungen von 1972 von vornherein besetzt. Wir freuen uns über das große Interesse, das unsere Studienfahrten gefunden haben und bedauern, daß wir nicht alle Wünsche erfüllen konnten.

Erfahrungsgemäß werden kurz vor den Fahrten immer wieder Plätze frei. Rufen Sie also kurz vorher immer noch einmal bei der Geschäftsstelle an. Wir geben Ihnen auch gerne Auskunft, bei welchen Tages- oder Halbtagesfahrten noch Möglichkeiten zu einer Teilnahme bestehen.

Unser neuer **Werbeprospekt** ist nun da. Wir versenden ihn gerne an Interessenten. Bitte geben Sie uns Adressen an und werben Sie mit für unsere Arbeit.

# Jahreshauptversammlung in Ludwigsburg 26. und 27. Mai 1973

Gemeinsame Veranstaltung des Schwäbischen Heimatbundes, des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine und der Gesellschaft für Naturkunde e. V.

Die Themen und Inhalte des Programms werden weithin von Problemen bestimmt, die am Tagungs-ort und in seiner Umgebung anschaulich gegenwärtig sind. Neben dem Angebot der Vorträge und Führungen gibt das Programm der Diskussion ausreichend Raum: Mitglieder und Gäste sind zur *aktiven* Beteiligung eingeladen.

Wegen der günstigen Verkehrslage von Ludwigsburg sind keine Sonderfahrten von und nach Stuttgart vorgesehen. Die Tagungsräume im neuen Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg sind zentral gelegen und vom Bahnhof aus zu Fuß oder mit Linienbus bequem zu erreichen; Parkgelegenheit für PKW beim Kulturzentrum.

Günstig gelegene Gaststätten ermöglichen allen Teilnehmern Mahlzeiten nach freier Wahl.

Quartiervermittlung durch das Städtische Verkehrsamt, 714 Ludwigsburg, Wilhelmstraße 24.

## Programm

Samstag, 26. Mai 1973:

15.00 Uhr: Oberstaatsarchivdirektor Dr. EBERHARD GÖNNER: Eröffnung.

Dr. PETER LAHNSTEIN: Ludwigsburg als Spiegelbild europäischer Kulturen.

16.45 Uhr: Mitgliederversammlungen der beteiligten Vereine in den Räumen des Kulturzentrums.

20.00 Uhr: Diskussionsveranstaltung des Schwäbischen Heimatbundes e. V.:

Städte von morgen – eine wie die andere? Einleitendes Referat: Professor Dr. GERD ALBERS (Lehrstuhl für Städtebau, Orts- und Regionalplanung an der Technischen Universität München).

Sonntag, 27. Mai 1973:

10.45 Uhr: Grußworte.

Professor Dr. HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER: Energieversorgung, Kraftwerkebau und Gewässerbelastung.

14.00 Uhr: Beginn der Fahrten und Führungen

1. Hohenasperg und seine Umgebung. Führung: Dr. HANS-MARTIN MAURER. Abfahrt am Kulturzentrum. Teilnehmergebühr: DM 8,-.

2. Schloß und Porzellanmanufaktur Ludwigsburg. Führung: GEORG SIGMUND Dr. Graf ADELMANN. Treffpunkt: Eingang an der Westseite des Schlosses, Schloßstraße, B 27. Teilnehmergebühr: DM 4,-.

3. Wüstungen im Umkreis von Ludwigsburg und Besuch der renovierten St.-Pankratius-Pfarrkirche in Möglingen. Führung: Dr. WILLI MÜLLER und MARKUS OTTO. Teilnehmergebühr: DM 8,-.

4. Favorite-Park und -Schloß mit Prof. Dr. HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER. Treffpunkt: Eingang zum Favorite-Park, gegenüber der Nordseite des Schlosses, Marbacher Straße. Teilnehmergebühr: DM 2,50.

# Pfingsttage in Ochsenhausen 9.-11. Juni 1973

## Programm

Pfingstsamstag, 9. Juni 1973:

14.00 Uhr: Stuttgart, Karlsplatz: Abfahrt der Busse.

20.00 Uhr: Bibliotheksaal der ehemaligen Benediktinerabtei: Archivrat Dr. KURT DIEMER, Biberach: Biberach im 18. Jahrhundert (Lichtbildervortrag). Teilnehmergebühr: DM 3,-.

Pfingstsonntag, 10. Juni 1973:

10.45 Uhr: Bibliotheksaal der ehemaligen Benediktinerabtei: Matinee. CHRISTOPH MARTIN WIELAND, Sprecher: GERT WESTPHAL, Gitarrenmusik: EKKEHARD REISER. (Gemeinsame Veranstaltung des Südwestfunk-Landesstudios Tübingen und des Schwäbischen Heimatbundes.) Teilnehmergebühr: DM 3,-.

14.30 Uhr: Abfahrt der Busse nach Biberach. Dort Besuch der Ausstellung von Werken des PFLUGSCHÜLERS KARL VON EBERSBERG (über ihn vgl. «Schwäbische Heimat» 10, 1959, S. 15 f.). Anschließend Weiterfahrt nach Steinhausen. Besichtigung der renovierten Kirche. Führung durch Restaurator HANS-PETER KNEER und Architekt EUGEN MAYER. Teilnehmergebühr: DM 8,-.

Pfingstmontag, 11. Juni 1973:

8.00 Uhr: Abfahrt der Busse zur Exkursion Altdorfer Wald.  
Vorgesehen sind Besuche von Reute, Gaisbeuren, Baintdt, Alttann, Wolfegg und Waldburg sowie – bei günstiger Witterung – ein bis zwei Wanderungen im Altdorfer Wald. Führung: WILLY BAUR und WILLY LEYGRAF. Teilnehmergebühr: DM 22,-.

Die Gesamtteilnehmergebühr ab und bis Stuttgart beträgt DM 42,-; Teilnehmergebühr ab Ochsenhausen beträgt DM 32,-.

Hinweis: Für diese wiederum sehr reizvollen Pfingsttage sind noch einige Plätze frei. Wer noch teilnehmen möchte, sollte sich umgehend bei der Geschäftsstelle anmelden.

## Ferienwoche in Lauingen-Dillingen

Samstag 21. Juli bis Samstag 28. Juli 1973

Samstag, 21. Juli 1973:

13.00 Uhr: Abfahrt vom Karlsplatz, Ankunft gegen 16.00 Uhr in Lauingen. Einweisung in die Quartiere.

18.00 Uhr: Spaziergang durch Lauingen mit Herrn MAX SPRINGER.

Sonntag, 22. Juli 1973:

In der Frühe Möglichkeit zum Besuch der Gottesdienste. – Spaziergang an der Donau.

11.00 Uhr: Empfang im Rathaus.

14.30 Uhr: Besichtigung der alten Römersiedlung Faimingen mit Dr. ALFRED RÜSCH.

20.00 Uhr: Konzert in St. Martin in Lauingen.

Montag, 23. Juli 1973, ganztägig:

Mit Dr. BODO CICHY zu den Schlössern des Kreises Heidenheim, Oberstotzingen, Niederstotzingen, Stetten ob Lonetal, Brenz, Katzenstein und zur Vogelherdhöhle im Lonetal.

Dienstag, 24. Juli 1973, ganztägig:

8.30 Uhr: Mit Dr. WOLFGANG IRTENKAUF auf die Harburg. Dort führt uns Dr. VOLKER VON VOLCKAMER. Weiterfahrt nach Neresheim, Besichtigung der Klosterkirche, z. Z. in Restaurierung, durch Architekt PETER HAAG. Rückfahrt nach Lauingen.

Mittwoch, 25. Juli 1973, vormittags Vorträge:

8.30 Uhr: Dr. ADOLF LAYER: Aus der Geschichte der Grafen von Dillingen und des Hochstiftes Augsburg.

10.30 Uhr: Professor Dr. HERMANN TÜCHLE: ALBERTUS MAGNUS. Der Doktor universalis des Mittelalters.

14.30 Uhr: Mit Dr. ADOLF LAYER durch das 1000-jährige Dillingen.

Donnerstag, 26. Juli 1973:

8.30 Uhr: Professor Dr. PETER RUMMEL: St. Ulrich und die Wittislinger Tradition. Der heilige Ulrich, ein Sohn Wittislingens?

10.30 Uhr: Mit Dr. WOLFGANG IRTENKAUF ins Kesselal: Mödingen, Unterliezheim, Diemantstein, Michelsberg, Untermagerbein, Bissingen, Buggenhofen, Lauingen.

Freitag, 27. Juli 1973:

8.30 Uhr: Mit Dr. OSWALD RATHFELDER ins Donau-moos, Brenz, Hürben, Lonetal, Heldenfinger Kliff, Hungerbrunnen, Langenauer Ried, Spitziger Berg (Wasserberg), zurück nach Lauingen.

17.00 Uhr: Weiterfahrt nach Schloß Leitheim.

20.00 Uhr: Besuch eines Konzertes im Schloß: Mozart, Klavierquartett KV 493, Schubert, Forellenquintett op. 114. (Münchner Kammermusikvereinigung.)

Samstag, 28. Juli 1973:

9.30 Uhr: Rückfahrt nach Stuttgart.

Soweit keine Veranstaltungen vorgesehen sind, stehen die Abende zur freien Verfügung.

Alle Vorträge finden im Saal des Rathauses Lauingen statt.

Die Abfahrt zu den Studienfahrten ist vom Rathausplatz in Lauingen aus vorgesehen. Kurzfristige Änderungen sind möglich.

Die Teilnehmergebühr beträgt: DM 30,-

Die Fahrtkosten Stuttgart-Lauingen und zurück betragen: DM 30,-

Die Kosten aller Studienfahrten insgesamt betragen: DM 65,-

Die Eintrittspreise für das Konzert in Leitheim betragen: DM 12,-

Die Hotel- und Essenkosten bezahlen Sie an Ihre Gastgeber selbst. Zwischen Lauingen und Dillingen ist ein Busverkehr eingerichtet, der die in Dillingen untergebrachten Teilnehmer unserer Ferienwoche täglich hin- und zurückbringt.

## Gedächtnis-Stätten in Stuttgart

Führung: HERMANN ZIEGLER, Stadtarchiv Stuttgart

In nachmittäglichen Führungen wird Herr ZIEGLER uns zu den Plätzen und alten Wohnungen bekannter Stuttgarter Bürger führen. Was ist aus den Wohnungen und Wirkungsstätten von HEGEL, SCHILLER, UHLAND, MÖRIKE, DAIMLER, BOSCH und anderer berühmter Männer geworden? Der Zweite Weltkrieg hat vieles zerstört, Abbruch und Umbau haben vieles verändert oder verschwinden lassen. 59 solcher Stätten sind erhalten. An drei Nachmittagen werden die Stätten besucht, die heute noch an bedeutende Persönlichkeiten erinnern.

1. Nachmittag: Samstag, 7. Juli 1973, 13.30 Uhr am Karlsplatz. Spaziergang durch die ehemalige Esslinger und Reiche Vorstadt. 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden (Teilnehmergebühr DM 3,-).

2. Nachmittag: Samstag, 29. September 1973, 13.30 Uhr am Karlsplatz. Omnibusfahrt zu Gedächtnisstätten in Stgt.-West, -Süd, -Degerloch, -Nord und -Ost. Drei Stunden (Teilnehmergebühr DM 6,-).

3. Nachmittag: Im Frühjahr 1974, Spaziergang durch Bad Cannstatt. Der Zeitpunkt wird noch bekanntgegeben.

## Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen

Die «Schwäbische Heimat» brachte bisher und bringt auch in Zukunft keine Berichte ihrer Ortsgruppen. Nun ist, anlässlich einer Beiratssitzung, der Wunsch erwacht, die Ortsgruppen vorzustellen. Wir werden Anfang nächsten Jahres unsere Leser über Vorstand und Ortsgruppen und deren Arbeit unterrichten.

Wie verantwortlich und wie schwierig die Arbeit «draußen» ist, das soll nachstehender Wiederabdruck eines Leserbriefes aus der «Leonberger Kreiszeitung» vom 17. März 1973 verdeutlichen. In Leonberg hat man, nicht erst seit gestern, große Sorgen um die Gestaltung von Neubauten rings um die Stadt. Eben erst war der Kampf um die Leonberger Heide ausgestanden, da schreckte die Nachricht auf,

auch der Engelberg, bekanntlich das Wahrzeichen des auslaufenden Solitudekamms und als «Landmarke» weithin zu sehen, solle in die Bebauung einbezogen werden. Das ließ die dortige Ortsgruppe nicht ruhen. Sie trat – als erste derartige Institution – mit ihrer Stellungnahme vor die Öffentlichkeit.

*Was viele staunend vernahmen: Daß in einer so einschneidenden Frage wie der, ob der Engelberg noch weiter baulich belastet werden soll, ohne Gemeinderat entschieden wurde.*

*Was viele beunruhigt lasen: Daß die Verwaltung der Stadt den Planungsausschuß allein entscheiden ließ mit der Begründung, daß dies formaljuristisch in Ordnung sei.*

Was viele für die Zukunft befürchten: Daß der Hang, der unmittelbar unterhalb der Engelbergkuppe liegt, weitere massive Eingriffe baulicher Art über sich ergehen lassen müssen, was auf Jahre hinaus die Kuppe selber zur Baustraße abwerten würde.

Worüber wir staunen: Daß die Verwaltung den Mut hat, zu erklären, sie habe sich «gründliche» Gedanken über die Wirkung des Terrassenprojektes gemacht.

Worüber wir beunruhigt sind: Daß Leonberg unter allen Umständen groß gemacht werden soll, auch wenn dadurch Erholungsgebiete schwer beeinträchtigt werden.

Was wir für die Zukunft befürchten: Daß es eines Tags, wenn die Hauptinitiatoren der hektischen Stadterweiterung nicht mehr da sind, zu spät ist, Verlorenes wiederzugewinnen.

Was derzeit am Engelberg geschieht, steht nicht im Interesse der Erholungsuchenden, der Schönheit und des Landschaftsschutzes.

Was derzeit am Engelberg geschieht, dient nicht den Interessen der Leonberger Bevölkerung, sondern lediglich nacktem Gewinnstreben.

Was derzeit am Engelberg geschieht, grenzt an einen Skandal.

Wir rufen die Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt auf, Einspruch dagegen zu erheben, daß der verwundete Berg eines Tages der zerstörte Berg sein wird.

Schwäbischer Heimatbund, Ortsgruppe Leonberg, der Ausschuß: MAX PHILIPPIN, HANS ULRICH ESCHÉ, LORE FREY, HANS HESS, WOLFGANG MÜLLER, B. ANTON SCHMIDBAUER, WERNER SCHULTHEISS.

## «Schwäbische Heimat» bzw. «Schwäbisches Heimatbuch»

Ältere Jahrgänge der «Schwäbischen Heimat» und auch des früheren «Schwäbischen Heimatbuches» werden immer wertvoller. Die Bestände schrumpfen, aber Interesse und Nachfrage halten an. Die Geschäftsstelle kann noch einige Jahrgänge liefern; wer seine Sammlung auf diese Weise vervollständigen will, möge bei der Geschäftsstelle eine Preisliste anfordern. Die Exemplare des «Schwäbischen Heimatbuches» (1909–1949) sind zum Teil im Einband lose und deshalb stark verbilligt.

«Schwäbisches Heimatbuch»:

|                       |         |
|-----------------------|---------|
| gut erhalten          | DM 10,— |
| deutlich antiquarisch | DM 7,—  |
| ramponiert            | DM 5,—  |

«Schwäbische Heimat» 1950–1967:

|   |         |
|---|---------|
| neuwertiger Jahresband                          | DM 32,— |
| erkennbar antiquarisch                          | DM 25,— |
| Gebrauchsspuren, Schäden,<br>stark angeschmutzt | DM 20,— |

## Bengel-Briefwechsel

Die Historische Kommission zur Erforschung des Pietismus beabsichtigt, den Briefwechsel des württembergischen Theologen und Pädagogen JOHANN ALBRECHT BENDEL (1687–1752) zu edieren. Hin-

weise auf unveröffentlichte Briefe von oder an BENDEL erbittet Archivdirektor Dr. GERHARD SCHÄFER, Landeskirchliches Archiv, 7 Stuttgart 1, Postfach 92.

# Hap Grieshaber ruft zum Schutz der Alb auf

Kunst ohne Engagement ist für HAP GRIESHABER, den Holzschneider von der Achalm, kaum vorstellbar. Immer hat er die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger mit seinen künstlerischen Mitteln aufgerufen und aufgerüttelt. Ganz besonders deutlich und weithin sichtbar wurde dieses Bemühen mit dem «Engel der Geschichte», einer Folge von Mappen, Broschüren und Büchern, die in großer Auflage wie Pamphlete wirkten: Sie machten Probleme erkennbar und forderten heraus zum Nachdenken und zum Handeln.

In diesem Frühjahr ist der «Engel der Geschichte» mit einer neuen Ausgabe unter dem Motto *Rettet die Alb jetzt!* erschienen: ein «Wacholderengel». Er will mit 12 Holzschnitten von HAP GRIESHABER und mit Texten von MARGARETE HANNSMANN zur Erhaltung der Alblandschaft aufrufen und Hilfe ganz besonders für die Sicherung ihrer charakteristischen Wacholderheiden mobilisieren. Auf Einladung GRIESHABERS hat der Vorsitzende des «Schwäbischen Heimatbundes», WILLI K. BIRN, dieser Ausgabe des «Engels der Geschichte» einen Text zur Verfügung gestellt, den wir hier abdrucken.

*Wacholderheiden der Schwäbischen Alb: Hier und dort ein Stück Landschaft, das zwischen sorgfältig kalkulierter Ackerflur und intensiv genutzten Forsten wie Natur anmutet. Ein Hang, eine Kuppe ohne totale Ordnung und Wirtschaftlichkeit. Ein Gelände ohne gebahnte Wege, ohne Reglementierung. Ein Stück Natur und ein Raum für Freiheit. Wo man noch querfeldein laufen kann – zwischen Enzian und Silberdistel, zwischen Weidbuchen und vielgestaltigen Wacholdern.*

*In Gruppen hocken sie, drängen sie sich zusammen; einzeln ragen sie auf mit Zypressen-Streng. Hier und dort lassen sie Gesellschaft zu: rotbepert durchwirkt Hagebuttengerank das blaugrau getönte Stachelgründickicht. Schlehen hier und dort. Es ist nicht ungefährlich für den eigenen Fortbestand, wenn einige Wacholder heranwachsenden Kiefern oder Fichten Schutz gewähren.*

*Allem Anschein nach begegnet auf diesen Wacholderheiden natürlichste Natur. Und doch: Erscheinung und Entwicklung sind abhängig von der Art und Weise, wie sie von Schafherden befahren werden: Gemeinden, die ihre Weidesflächen nicht mehr verpachten können, sind schnell bereit, eine Aufforstung zu versuchen. Wenn der Schäfer intensiv um den Weidegrund bemüht ist, verhindert seine Schippe allzu freies Wachstum der Wacholder.*

*So jedenfalls, wie wir die Wacholderheiden lieben, bringen sie nicht den größtmöglichen Ertrag. Und ohne fortgesetzte Nutzung verwildern sie, fallen zurück an den Wald oder werden unwirtliches Ödland. Verzicht auf ein Äußerstes an Nutzung, verständiger Sinn und Aufwand für pflegende Eingriffe sind nötig, um das nur scheinbar Natürliche dieser Wacholderheiden zu erhalten, wenn sie nicht mehr in althergebrachter Weise mit Schafherden befahren werden.*

*Der «Schwäbische Heimatbund» gehört zu denjenigen Vereinigungen, die sich jenseits aller wirtschaftlichen Interessen für Erscheinung und Gesundheit, für Funktion und Antlitz der Heimat verantwortlich wissen. Und die etwas tun, um diese Heimat kommenden Generationen zu erhalten: In schützenswerten Landschaftsteilen erwirbt und pflegt der «Schwäbische Heimatbund» gefährdete Grundstücke, um zu sichern, was jenseits der wirtschaftlichen Interessen wichtig ist: Natur als Lebensraum für Pflanze, Tier und Mensch, als Freiraum für Spiele, Gedanken und Träume. Jedermann kann dabei wirksam helfen: Mitglieder und Förderer des «Schwäbischen Heimatbundes» sind Miteigentümer schützenswerter Landschaften. Solange das einzelne Eigentum mehr Schutz findet als die gemeinsame Heimat, ist solcher Mitbesitz das wirksamste Mittel gegen störende Eingriffe.*

*Mitgliedsbeiträge und Spenden für den «Schwäbischen Heimatbund» sind steuerbegünstigt im Sinne der Gemeinnützigkeitsverordnung vom 24. Dezember 1953 (Bescheinigung des Finanzamts Stuttgart – Körperschaften – vom 13. April 1965 Str. Nr. D 35/G 692).*

*Spenden zum Zweck des Ankaufs von schutzwürdigen Landschaftsteilen helfen, inmitten von kalkulierte und konstruierte einen ansehnlichen Rest Wildwuchs und Natur zu erhalten. Ein Stück Heimat; z. B. auch: Wacholderheiden der Schwäbischen Alb. (Spenden werden zweckgebunden verwendet, eine Spendenbescheinigung wird zugeschickt, über die Verwendung erfolgt öffentliche Rechenschaft.)*

*Man kann die Heimat nicht allein dem Staat und seinen Behörden überlassen. Jeder muß etwas tun. Zum Beispiel für die Wacholderheiden der Schwäbischen Alb.*

gez. WILLI K. BIRN

Regierungspräsident i. R., Vorsitzender  
des «Schwäbischen Heimatbundes»

Spenden unter dem Kennwort «Wacholderheiden» werden erbeten auf folgende Konten des «Schwäbischen Heimatbundes»:

Postscheckamt Stuttgart 3072–701, Girokasse Stuttgart  
2164308, Deutsche Bank Stuttgart 14/35502.

# 27. Oktober 1913. Eine Lanze für den Landschaftsschutz.

Dieses jetzt 60 Jahre alte Dokument ist eine Rarität. Zugleich aber auch ein Beweisstück und Vorbild bis in die heutige Zeit.

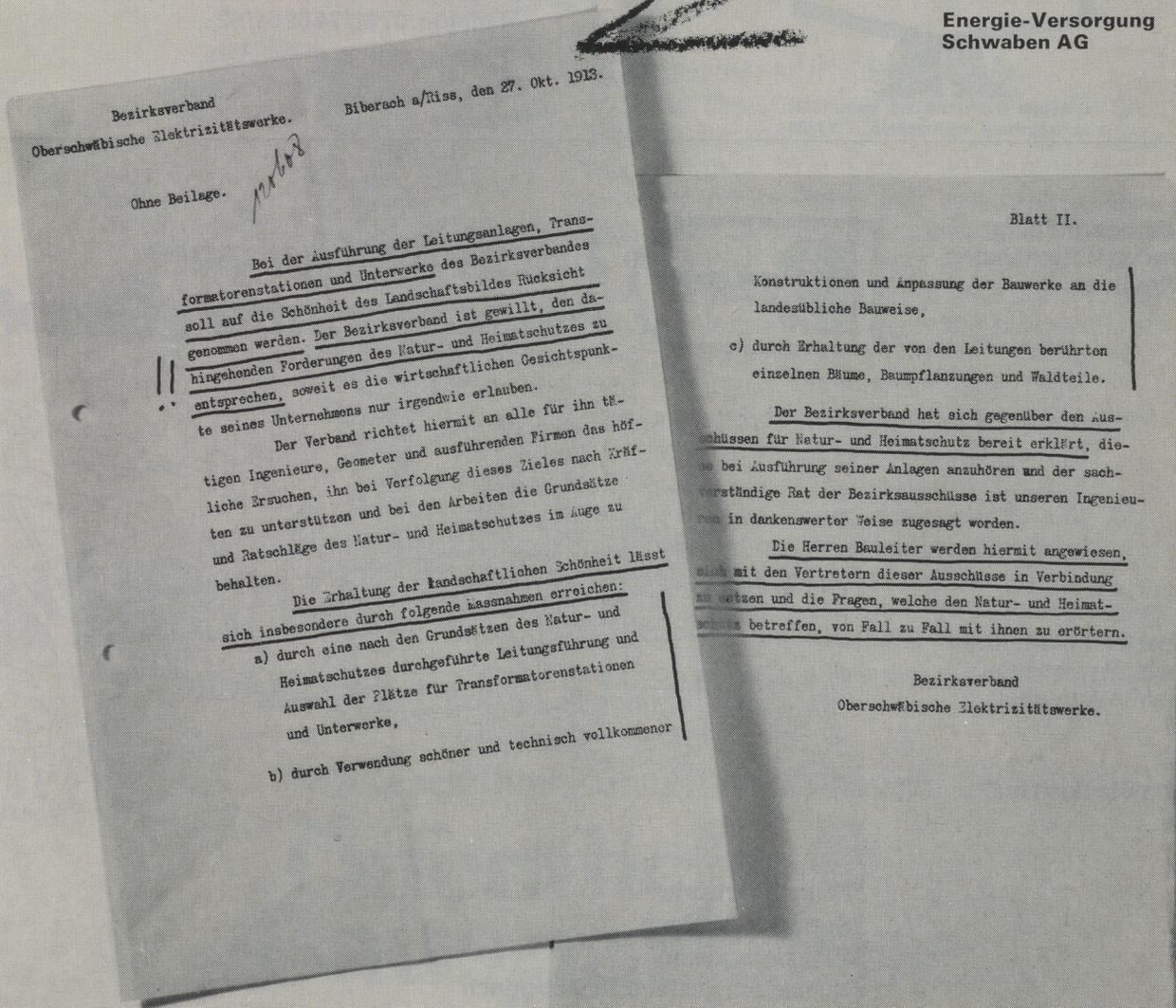
Was Sie selbst nur selten sehen, aber die zuständigen Behörden Ihnen bestätigen werden: Die EVS\* weiß, was sie dem Landschaftsbild Württembergs schuldig ist. Nicht erst seit heute. Sondern hiermit nachweislich seit mehr als einem halben Jahrhundert.

Unser Leben ist ohne Strom nicht denkbar. Strom ohne Leitungen und Kraftwerke ist aber unmöglich. Wir müssen mit Kompromissen leben. Auch was unsere Landschaft anbetrifft.

Was wir aber können und worum wir uns damals wie heute nach besten Kräften bemühen: Lösungen zu finden, die auch für unser heimatisches Landschaftsbild akzeptabel sind.



Energie-Versorgung  
Schwaben AG



Bezirksverband  
Oberschwäbische Elektrizitätswerke.  
Biberach a/Riss, den 27. Okt. 1913.

Ohne Beilage.

Bei der Ausführung der Leitungsanlagen, Transformatorstationen und Unterwerke des Bezirksverbandes soll auf die Schönheit des Landschaftsbildes Rücksicht genommen werden. Der Bezirksverband ist gewillt, den dahingehenden Forderungen des Natur- und Heimatschutzes zu entsprechen, soweit es die wirtschaftlichen Gesichtspunkte seines Unternehmens nur irgendwie erlauben.

Der Verband richtet hiermit an alle für ihn tätigen Ingenieure, Geometer und ausführenden Firmen das höfliche Ersuchen, ihn bei Verfolgung dieses Zieles nach Kräften zu unterstützen und bei den Arbeiten die Grundsätze und Ratschläge des Natur- und Heimatschutzes im Auge zu behalten.

Die Erhaltung der landschaftlichen Schönheit lässt sich insbesondere durch folgende Massnahmen erreichen:

a) durch eine nach den Grundsätzen des Natur- und Heimatschutzes durchgeführte Leitungsführung und Auswahl der Plätze für Transformatorstationen und Unterwerke,

b) durch Verwendung schöner und technisch vollkommener

Blatt II.

Konstruktionen und Anpassung der Bauwerke an die landesübliche Bauweise,

c) durch Erhaltung der von den Leitungen berührten einzelnen Bäume, Baumpflanzungen und Waldteile.

Der Bezirksverband hat sich gegenüber den Ausschüssen für Natur- und Heimatschutz bereit erklärt, diese bei Ausführung seiner Anlagen anzuhören und der sachverständige Rat der Bezirksausschüsse ist unseren Ingenieuren in dankenswerter Weise zugesagt worden.

Die Herren Bauleiter werden hiermit angewiesen, sich mit den Vertretern dieser Ausschüsse in Verbindung zu setzen und die Fragen, welche den Natur- und Heimatschutz betreffen, von Fall zu Fall mit ihnen zu erörtern.

Bezirksverband  
Oberschwäbische Elektrizitätswerke.

\* Der Bezirksverband Oberschwäbische Elektrizitätswerke ist der größte Aktionär der EVS. Seine Anlagen wurden, wie die der anderen Verbände, 1939 von der EVS übernommen.

# Sinnvolles schenken

# Kunsthhaus

# Schaller

STUTT GART MARIENSTRASSE 1 C

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM



J. Aigner Buchhandlung, gegr. 1804.  
Ludwigsburg, am Arsenalpl., T. 23323

**Ihre Anzeigenaufträge  
nimmt entgegen:**

**Verlag W. Kohlhammer GmbH**  
— Anzeigenabteilung —

7 Stuttgart 1, Postfach 747  
Telefon 0711/24 62 51/52  
Telex 07 23 820

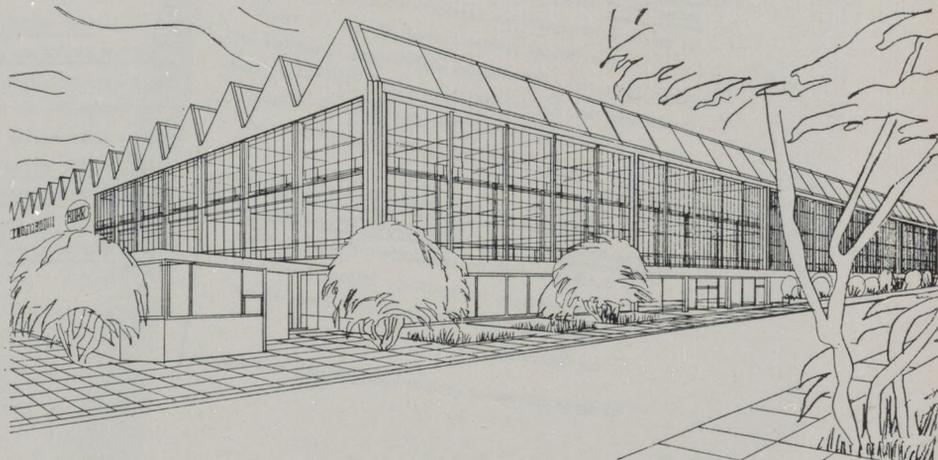
**Ein modernes, ständig  
wachsendes Unternehmen  
mit Weltgeltung**



**Ludwigsburger  
Maschinenbau GmbH**

**Qualifizierten Mitarbeitern  
bieten wir interessante,  
gut bezahlte Aufgaben.**

**Sprechen Sie doch mal  
mit uns!**



**Feinstbohrwerke  
Sondermaschinen  
Transferstraßen  
Numerisch gesteuerte Maschinen**

**714 Ludwigsburg Mörikestraße 81-83 Telefon 407239**

# Mit unserem Bausparvertrag legen Sie sich nicht fest.



## SIE KÖNNEN NUR GEWINNEN.

Am Wort Bauspar-»Vertrag« stören sich so manche. Sie meinen, sie legen sich fest. Müssen monatlich eine feste Summe einzahlen. Kommen an ihr Geld nicht 'ran, wenn sie's plötzlich brauchen. Müssen später bauen. Das ist falsch. Richtig ist: Sie können so viel oder so wenig bausparen wie Sie wollen. Sie können auch mal mit den Zahlungen aussetzen. Sie können Ihren Bausparvertrag jederzeit kündigen und bekommen Ihr Geld mit Zins und Zinseszins zurück. Sie brauchen nicht zu bauen. Es gibt zig Möglichkeiten, von einem Bausparvertrag zu profitieren.

Lassen Sie sich von uns ausführlich beraten. Und Sie werden keinen Grund mehr sehen, auf die hohen Bauspargewinne zu verzichten. Immerhin sind das zwischen 400 und 1587 Mark pro Jahr. Informationen erhalten Sie überall in Württemberg und Hohenzollern bei unseren örtlichen Beratungsstellen, von unseren Fachberatern sowie bei allen Sparkassen und deren Zweigstellen.

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

Öffentliche   
Bausparkasse

# Karawane Studien Reisen

führen auf ausgefeilten Routen in die weite, lockende Ferne und zu lohnenden Nahzielen. Ehrenamtliche, wissenschaftlich ausgebildete Mentoren führen und betreuen Sie unterwegs in kleinen Gruppen.

Kommen Sie mit!

## Beispiele aus unserem Pfingstprogramm:

|                                    |           |
|------------------------------------|-----------|
| Florenz und die Toskana            | DM 580,-  |
| Rom — die ewige Stadt              | DM 620,-  |
| Venedig                            | DM 625,-  |
| Umbrien                            | DM 610,-  |
| Der Golf von Salerno (Flugreise)   | DM 855,-  |
| Aufenthalt in Taormina (Flugreise) | DM 1190,- |
| London und Umgebung (Flugreise)    | DM 1090,- |
| Unbekanntes Südfrankreich          | DM 1030,- |
| Auvergne                           | DM 580,-  |
| Burgund                            | DM 510,-  |
| Aufenthalt in Madrid (Flugreise)   | DM 785,-  |
| Maurisches Spanien (Flugreise)     | DM 1280,- |
| Griechenland mit Badeaufenthalt    | DM 1360,- |
| Malta (Flugreise)                  | DM 1245,- |
| Holland                            | DM 645,-  |
| Bornholm                           | DM 610,-  |



Einzel- und Gesamtprogramme 1973  
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde

714 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf 07141/21290

# OSTALB

zwischen Remstal, Brenz und Ries

Konrad  
Theiss  
Verlag



Ein Bildband über die Region Ostwürttemberg. Text von Hermann Baumhauer. Fotos von Albrecht Brugger, Karl Eberle, Hermann Hägele, Bernhard Hildebrand, Rolf Lindel, Robert Sauer u. a.

128 Seiten mit 101 teils doppelseitigen Bildtafeln, davon 10 in Farbe. Großformat. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. DM 38,-

Zum erstenmal wird in diesem großformatigen Bildband die Region Ostwürttemberg dargestellt. Stimmungsvolle Fotos, teils doppelseitig, teils farbig, zeigen die Ostalb und ihr Vorland aus Blickwinkeln und Perspektiven, die dem Betrachter Altvertrautes im Lichte einer neuen Optik bietet. Der einführende Text spannt den weiten Bogen von der geologischen Entwicklung des Schwäbischen Jura in erdgeschichtlicher Urzeit, von den eiszeitlichen Höhlenmenschen und dem römischen Limes, von der epochemachenden Zeit der Stauer bis hin zur Geschichte unserer Tage mit ihrer industriellen Entwicklung und ihrer modernen Infrastruktur. Namen wie Peter Parler, Balthasar Neumann und Dominikus Zimmermann verdeutlichen die bedeutsame Epoche künstlerischen Schaffens, die in diesem Gebiet unvergleichliche Ausdrucksformen fand.

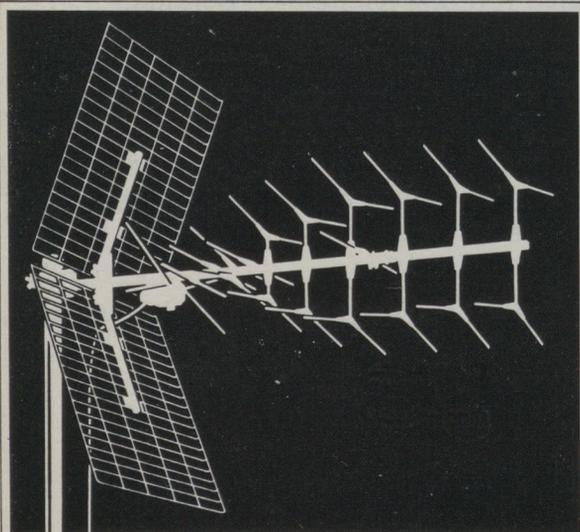
Wenn Schubart 1770 in seiner „Teutschen Chronik“ vom östlichen Teil der Schwäbischen Alb berichtet, daß seine „Flüsse, Weiher, Wälder und Gebirge dem Gefühlvollen reichen Stoff zum Genuß der Natur“ biete, dann kann man ihm auch nach zweihundert Jahren gerne beipflichten.

So lag es nahe, diesen Landschaftsraum der Ostalb mit seiner näheren Umgebung in seiner außergewöhnlichen Vielgestaltigkeit in Wort und Bild darzustellen.

Konrad Theiss Verlag

7000 Stuttgart 1, Villastraße 11

## Neue Antennen-Dimensionen in der Fernseh-Empfangstechnik Hirschmann Super-Spectral. Eine Höchstleistungsantenne für den gesamten UHF-Fernseh-Bereich.



**Hirschmann**

Richard Hirschmann Radiotechnisches Werk 73 Esslingen/Neckar

11 89 23

# SUEVIA SACRA

## FRÜHE KUNST IN SCHWABEN

7. — 13. Jahrhundert  
AUGSBURG

Ausstellung im Rathaus vom 30. 6.—16. 9. 1973  
unter dem Protektorat des Herrn Bundespräsidenten Dr. Gustav Heinemann  
und des International Council of Museums (ICOM)



Bildhauerei  
Buchmalerei  
Goldschmiedekunst  
Glasmalerei  
Elfenbeinplastik  
Bronzen  
Textilkunst

Öffnungszeiten:  
täglich 10—18 Uhr  
Mittwoch, Freitag, Samstag 10—21 Uhr

Eintrittspreise:  
Einzelperson DM 3,—  
Jugendliche (bis 18 Jahre), Studenten  
und Kunsthistoriker mit Ausweis DM 1,50

Besucherguppen:  
(Mindestzahl 10)  
Erwachsene mit Führung  
(nur nach vorheriger Vereinbarung) DM 3,—  
Erwachsene ohne Führung DM 2,—  
Schüler mit Führung DM 2,—  
Schüler ohne Führung DM 1,—  
Katalog DM 10,—

Anschrift:  
Städtische Kunstsammlungen, 89 Augsburg, Maximilianstraße 46  
Telefon: (0821) 3242171

# Ein Sparer kann sich Wünsche leisten.



Wunschlos glücklich ist nicht jeder, und schon gar nicht alle Tage. Wünsche gehen ins Geld. Der sichere Weg, sich Extrawünsche zu erfüllen, heißt: Wunschbuch bei der Sparkasse. Ein Wunschbuch hat es nämlich in sich! (Natürlich nur, wenn Sie regelmäßig etwas drauf tun.) Für Wachstum Ihres Geldes sorgen wir.

Wenn's um Geld geht

## Sparkasse



✿ »Ihr« guter Partner,  
wenn's um Klischees geht!

»Kühnle Nellingen« garantiert  
Ihnen hochwertige Ätzungen  
für Buch- und Offsetdruck.  
Vernünftige Preise und  
zuverlässigen Kundendienst.

Bitte, lassen Sie sich  
unverbindlich beraten.

Carl Kühnle  
Grafische Kunstanstalt  
7302 Nellingen/Esslingen

ein guter  
**Partner**  
wenn's um  
**Klischees**  
geht

**Kühnle** ✿



Erlebt **Märchen** und **Blumen**  
im Blühenden Barock  
**Ludwigsburg**

April-Oktober      Täglich durchgehend geöffnet

Eintritt: Erwachsene DM 2,-, Gesellschaften 1.50, Kinder -.70

J.W.H  
1826

Bücher aus allen Literaturengebieten  
Kunst- und Bildbände · Reisebücher  
Wissenschaftliches und Bibliophiles Antiquariat  
Württembergica · Alte Drucke · Grafik

**JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG STUTTGART**  
KÖNIGSTR. 17 · Zwischen Schloßplatz und Stiftskirche · Ruf 22 17 46/47



Ausführung sämtlicher  
Malerarbeiten,  
Industrieraufträge, Beschriftungen  
schnell, sauber und reell

## MALER KREDER

7 Stuttgart-Bad Cannstatt  
Karlsbader Straße 28, Tel. 561706

## Fühlen Sie sich in Ihrem Garten wirklich wohl?

Wenn nicht, dann sind wir Ihr Partner.  
Wir entwerfen, bauen, pflanzen für Sie.  
Lassen Sie sich von uns beraten, Sie werden zufrieden sein.



**Adolf Haag**

Beratung u. Verkauf von Pflanzen

Gartengestaltung  
Stuttgart-Sonnenberg  
Lerchenfeld 2  
Telefon (07 11) 76 21 07.



# Die Schwäbische Alb in Farbe

In Ihrer Buchhandlung erhältlich

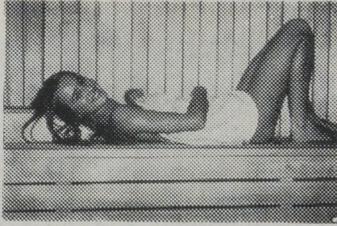
von G. Ballenberger / E. Haas

*Nicht nur Schwaben sind in „ihre“ Alb verliebt, ist sie doch ein Dorado für jeden Naturfreund. Hier findet er schöne und seltene Pflanzen, Versteinerungen aus dem Jurameer, geologische Aufschlüsse, kilometerlange Tropfsteinhöhlen, erloschene Vulkane. Er kann stundenlang ungestört durch Wälder und Steppenheide wandern. Der ideale Begleiter ist dieser Reiseführer mit 72 Seiten, 112 Farbfotos, einer geologischen Karte und einer Straßenkarte. DM 7,80, ISBN 3-440-03933-1.*

**Kosmos-Verlag Franckh'sche Verlagshandlung 7 Stuttgart 1, Postfach 640**

# Die Sauna für Ihr Eigenheim

nach finnischem Prinzip



Große Auswahl an Normkabinen. Spezialanfertigungen passend für die gegebenen Raumverhältnisse. Ausgesuchte Schalungshölzer und sorgfältige Voll-Isolierung. Dazu die bewährten Sauna-Elektroöfen Slev Saunamatic aus Finnland. Prospekte, Referenzen, unverbindliche Beratung durch

**IRION SAUNABAU**

Stuttgart 71  
(Heumaden)

Korianderstraße 28 - Telefon 07 11 / 47 42 65 und 47 35 65

## Göppinger Christophsquelle

Rein-natürliches Heilwasser, bei Magen-Darmkatarrhen und -Entzündungen, katarrhalischen Erkrankungen der ableitenden Harnwege

Erhältlich beim Fachhandel

Bezugsquellennachweis durch:  
Christophsbad 7320 Göppingen

... und  
quellfrisches **deit** zum Schlanksein  
und für Diabetiker

Jutta Hecker

Wieland

Lebensweg des bekannten  
schwäbischen Dichters  
in beeindruckender Darstellung

212 Seiten, 12 Abbildungen, Pappband DM 12.—

J. Ch. Mellinger Verlag Stuttgart  
Urachstraße 32 A

# Ob Sie nun Kapital anlegen wollen oder Kapital brauchen – wir können Ihre Probleme lösen.

Bauvorhaben fangen mit der Bildung von Eigenkapital an. Mit der möglichst ertragreichen Anlage Ihres Geldes – zum Beispiel in hochverzinslichen Pfandbriefen. Wir rechnen Ihnen gerne aus, wie schnell sich Ihr Kapital verdoppelt. Und wenn Sie genügend Eigenkapital haben und ans Bauen denken: wir helfen Ihnen bei der Finanzierung. Unser Angebotsfächer an Hypothekendarlehen ist groß genug, um nahezu allen individuellen Gegebenheiten gerecht zu werden. Wenden Sie sich also vertrauensvoll an uns.



WÜRTTEMBERGISCHE  
HYPOTHEKENBANK

7 Stuttgart 1 Büchsenstraße 26 Postfach 770  
Telefon 2 09 61



# WANDERUN GEN DURCH SCHWABEN

**Vergangenes  
erfahren  
Verlorenes  
finden  
Vergessenes  
wiederentdecken**

**Gustav Schwab**

**Wanderungen durch Schwaben**

Herausgegeben und eingeleitet von  
Gisela Schlientz.

Mit 17 zeitgenössischen Stahlstichen.

96 Seiten, DM 30.-

**Bei Ihrem Buchhändler**

**dva**



**Doppelten Schutz  
und damit  
doppelte Sicherheit**

bietet Ihnen jetzt  
ein Sparbuch  
bei der  
Schwäbischen Bank:

**Zeitgemäße Sparzinsen  
+ Unfallschutz bei Tod  
oder Invalidität!**

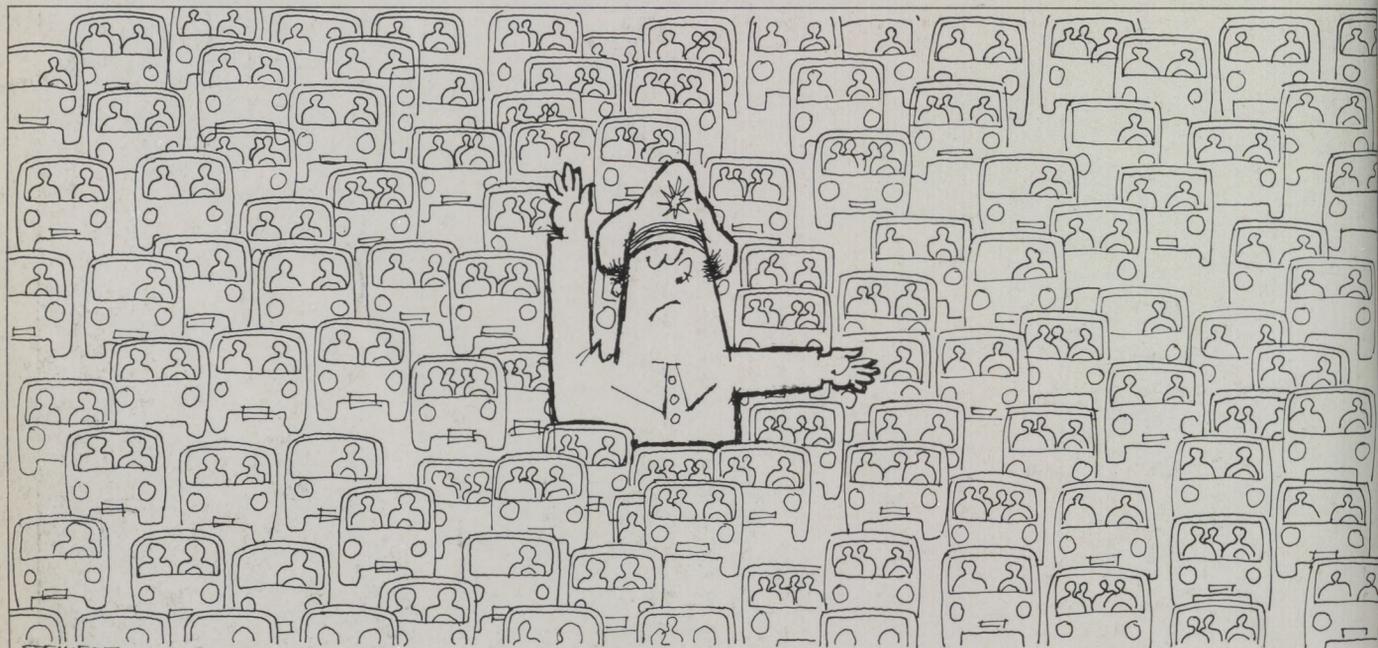
Fragen Sie uns –  
wir informieren Sie gern

*Schwäbische Bank*

AKTIENGESELLSCHAFT

STUTT GART IM KÖNIGSBAU

Postfach 2623 · Telefon (0711) \*22 80 91 · Telex 07-23 812



**Gute  
Fahrt  
und...**

hoffentlich **ALLIANZ** versichert



**KARTEN**

**Kreis-, Gebiets- und Freizeitkarten**

Klares, übersichtliches, zehnfarbiges  
Kartenbild im Maßstab 1:75 000.

Stets mit Ortsverzeichnis

Ein Gesamtverzeichnis senden wir Ihnen gern

Städte-Verlag · E. v. Wagner & J. Mitterhuber · Stuttgart-Bad Cannstatt